

Die Deutschnationalen

Von Robert Breuer

Die Deutschnationalen, die Parteien, aus denen sie hervorgegangen sind, und nicht weniger die Parteien, mit denen sie sich ehelich oder außerehelich zu verbinden pflegen, waren, sind und bleiben: Deutschlands nationales Unglück. Vor dem Kriege haben diese Nationalen verhindert, daß die wahren nationalen Kräfte des Volks sich in Freiheit zu entwickeln vermochten; Untertanen wurden künstlich gezüchtet, und die Teilnahme am Leben des Staates wurde den Massen nach Möglichkeit verbaut. In drei Klassen aufgeteilt, mußten die Preußen in den Weltkrieg ziehen; schon in diesem Umstand war die Niederlage determiniert.

Während des Krieges haben die Nationalen, durch dumpfe Selbstüberschätzung geblendet, immer wieder verhindert, daß aus dem vom ersten Tage an, ja seit dem um Jahre zurückliegenden, törichtem Ausweichen vor einer Verständigung mit England, ganz gewiß aber seit der Marneschlacht verlorenen Krieg wenigstens ein erträglicher Friede herausgeholt wurde. Wer kann heute noch daran zweifeln, daß durch die klägliche Behandlung der vom Parlament erzwungenen Friedensversuche, durch die verbrecherische Scheu, über die selbstverständliche Freigabe Belgiens eine klare Erklärung abzugeben, daß durch den U-Boot-Krieg und dessen Verschärfung die Zermalmung Deutschlands endgültig wurde; und wer kann bestreiten, daß alle diese Halbheiten und Fehlschlüsse nur zustande kamen, weil die Vernunft der Verantwortlichen aus Angst vor den sogenannten Nationalen immer wieder zerbrach und nicht das Gebotene, vielmehr das Diktat der kompakten Reaktion vollzog. An der Belastung durch innerpolitische Rücksichtnahme auf die sogenannten Nationalen ist das alte Deutschland zugrunde gegangen, und auch das neue, im Aufbau sich befindende Deutschland leidet vom ersten Tage an verhängnisvoll unter dem Spuk dieses Aberglaubens, daß die Nationalen in besonderem Grade Deutschlands Gewissen und Einsicht wären. Die Geschichte der Republik ist die Geschichte der Unterlassung von Notwendigem aus Rücksicht auf nationale Deklamationen. Bis in die letzten Tage hinein, und in diesen mehr als je, hat sich das Groteske vollzogen: die Beeinträchtigung selbstverständlicher

politischer Handlungen durch die Ansprüche der Nationalen, die Verwässerung des national Notwendigen durch die Klassenwünsche und Interessenerpressungen der Nationalen.

Die Annahme des Dawes-Gutachtens war eine Notwendigkeit. Niemand wird skeptischer über diese Neuregelung der Reparationspolitik gedacht haben, als die, die aller Voraussicht nach am meisten von den dadurch bedingten Lasten zu tragen bekommen werden. Dennoch hat die Sozialdemokratie, ohne Bedingungen zu stellen, ihre Zustimmung gegeben. Die Zustimmung der Nationalen mußte erkaufte werden. Zum Kaufpreis gehörte ein Vorstoß gegen die Schuldlüge. Gegen die Schuldlüge hat jede deutsche Regierung das Notwendige erklärt. Scheidemann ist deswegen zurückgetreten; der Reichskanzler Bauer hat feierlich verkündet, daß die Unterschrift, die eine neue Verwüstung Deutschlands verhindern sollte, den Schuldparagraphen nicht decken will. Niemals ist Deutschland im Kampf gegen die Schuldlüge erlahmt; die Veröffentlichung der Akten war in solcher Abwehr nur eine Episode. So viel ist geschehen und dauernd geschehen. Vernünftigerweise kann man heute nicht mehr annehmen, daß die Welt an die Schuld Deutschlands glaubt; aber die gleiche Vernunft muß jedermann erkennen lassen, daß heute die Beseitigung des Schuldparagraphen aus dem Verträge von Versailles eine Unmöglichkeit ist. Auch die Nationalen mußten das wissen. Aber sie brauchten diesen Kampf, um ihren Umfall vor ihren Wählern, die sie nicht zuletzt mit der Demagogie „nicht erfüllen zu wollen“ gefangen hatten, national zu kandieren. Obgleich der Mißerfolg einer solchen Aktion von vornherein vollkommen klar sein mußte, ließ sich die Regierung unter dem Druck der Nationalen aufs neue zu politischer Torheit verleiten. Der Mißerfolg trat ein; die großen diplomatischen und politischen Erfolge, die Deutschland in London gewonnen hatte, wurden beinahe ausgewischt durch einen Rückzug, den man sich selbst aufgezwungen hatte. Es ist eben immer wieder dasselbe: Deutschland schädigt sich, Deutschland macht sich lächerlich, Deutschland gibt sich Blößen, weil es nicht der Einsicht der Sachverständigen, nicht dem gesunden Menschenverstand, sondern der rudimentären Angst vor den Nationalen, der Hörigkeitsfurcht vor den einstigen Feudalen folgt.

Und das andere: der Eintritt in den Völkerbund ist unvermeidlich. Auch hier wiederum wird kaum jemand mit größeren Zweifeln dieser Assoziation kapitalistischer Staaten gegenüberstehen als der, der davon grundsätzlich überzeugt ist, daß der kapitalistische Staat der Tendenz der Expansion und der Vertilgung des Schwächeren durch den Stärkeren gehorcht. Dennoch: Deutschland muß in den Völkerbund, einfach darum, weil die Entwicklung dieses Problems den Eintritt unumgänglich macht. Deutschland bleibt (wenn man's schon so sagen will) kein anderer Ausweg übrig. Statt nun

das Selbstverständliche und Unvermeidliche zu tun, wird wiederum unter dem Druck der Nationalen eine Springprozeßion aufgeführt. Statt der geraden Linie der Vernunft zu folgen, torkelt Deutschland wie ein rachitisches Kind hin und her, immer nach denen schielend, die einst gepanzert und mächtig waren. Auch die Außenpolitik der Republik wird getrübt und zersetzt durch die Rücksicht auf die einstigen Machtinhaber; auch unter der Republik sind die Nationalen Deutschlands nationales Unglück.

Und nun wollen die Nationalen in die Reichsregierung eindringen. Schon haben sie Bresche gestoßen, und schon schwanken die Minister, ob sie der Pflicht oder der Feigheit gehorchen wollen. Die Pflicht gebietet jedem Einsichtigen, alles zu tun, um die Verderber Deutschlands davon abzuhalten, ihre Klasseninteressen brutal über die Bedürfnisse der Allgemeinheit zu stellen. Die Feigheit überlegt, was, wenn er draußen bleiben muß, Herr Hergt wohl tun könnte.

Die Nationalen in der Regierung — das bedeutet eine verhängnisvolle Belastung der deutschen Außenpolitik, bedeutet neue Abenteuer, denn die Nationalen können, wenn sie sich mit dem, was sie ihren Wählern nun seit Jahren versprochen haben, nicht völlig überwerfen wollen, nicht unversucht lassen, sowohl das Dawes-Gutachten wie den Versailler Vertrag zu sabotieren. Erlösung Deutschlands aus einem unmöglichen Friedensvertrag ist das Bestreben aller Vernünftigen in der ganzen Welt. Kleinliche und ohnmächtige Sabotage muß das Gegenteil bewirken. Neue Verhetzung, neue Verbitterung der Außenpolitik muß die notwendige Folge einer Regierung der sogenannten Nationalen sein. Im Innern sind die Folgen nicht weniger eindeutig. Todfeinde der Republik in der Regierung der Republik — eine tollere Harlekinade ist nicht vorstellbar. Todfeinde der Demokratie, darauf und daran, die Verwaltung dieser Demokratie in die Faust zu nehmen; eine gemeinere Art des Selbstmords hätte die Geschichte noch nicht gesehen. Severing abgelöst durch Westarp oder einen ähnlichen Verächter der politischen Freiheit und Selbstständigkeit des Volkes; die Versachlichung des Verkehrs mit den Siegerstaaten, abgelöst durch nationalistische Hysterie: das muß das Ergebnis einer Mitregierung der Nationalen sein. Es bleibt darum nichts anderes geboten, als alle Kräfte Deutschlands daran zu setzen, die Deutschnationalen und ihren Anhang dort festzuhalten, wohin sie gehören: außerhalb der Regierung und in die Opposition. Alles andere ist Experiment, und zwar ein solches, bei dem von vornherein der Tod des Patienten gewiß ist.

Stresemann

oder: Ich könnte — aber ich kann nicht

Von * * *

Gustav Stresemann war es, der den verhängnisvollen „passiven Widerstand“ abgebaut hat. Daß der damals nur noch ein Wahnsinn war, wußten die Beteiligten; die Vorgänge des Krieges hatten sich wieder einmal bis ins kleinste wiederholt. Man hatte den psychologischen Augenblick zum Verhandeln versäumt und stand genau so machtlos da, wie im November 1918. Es ist Stresemanns unbestreitbares Verdienst, daß er die einmal klar erkannte Notwendigkeit in die Tat umsetzte. Dazu gehörte Mut. Man pflegt zu spötteln, sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit seien groß. Aber der notwendige Mut war größer. Das soll ihm niemand nachträglich bestreiten. Und er war vielleicht der einzige Geeignete, denn nur er verfügt über die besondere Art der Suada, die den durchschnittlichen „nationalgesinnten“, aber sonst politisch ahnungslosen Deutschen durch Kaskaden und Katarakte von gutklingenden Worten besoffen machen kann. Dieses Talent ist sein größtes. Man sagt ihm nach, daß er vor großen Reden mit Glyzerin zu gurgeln pflegt. Das wird schon so sein, denn seine technischen Mittel sind nicht groß und er muß sie deshalb pfleglich behandeln. Seine Stimmlage ist ein hoher, etwas gequetschter Tenor, der in manchen Momenten etwas blechern klingt. Das ist nicht viel. Aber es ist staunenswert, was er mit dieser Stimme, die doch eigentlich nicht modulationsfähig ist, die kein Piano und Pianissimo hat, alles herausholt. Weder das Sanfte, noch das aus dem Herzen Kommende, nicht einmal der sogenannte Brustton der Ueberzeugung sind ihm gegeben. Er muß das wie ein Bauchredner, dem ja die Labialbuchstaben fehlen, durch andere Kunstmittel ersetzen. Für den, der ihn nach den kritischen Tagen in London beobachten konnte, war das sehr interessant. Er beugte bei den Besprechungen mit den Journalisten den Kopf zurück, schloß halb abwesend die Augen und versuchte der leise vibrierenden Stimme eine nasale Resonanz zu geben. Auf den, der sich von dem Unheil ebenso hatte überraschen lassen wie er selbst, mußte das wirken.

Vielleicht gibt es Leute, die ihn um seinen Optimismus beneiden. Andere sagen, daß dieser Optimismus gleichbedeutend sei mit seiner Unfähigkeit, Situationen in ihrer ganzen Bedeutung zu erfassen. Denn so war es schon bei der Kapitulation an der Ruhr. Er glaubte, verhandeln zu können, wo es kein Verhandeln mehr gab. Später hat er Poincaré den Vorwurf des Betruges gemacht. Subjektiv und objektiv sicher mit Recht, aber Poincaré hatte gar keinen Grund mehr, für die Aufgabe des passiven Widerstandes einen Preis zu zahlen. Stresemanns eigentliche Leistung war schon damals, seinen eigenen Sturz zu verhindern, denn eigentlich stand er mit leeren Händen da. Aber es gab Leute genug, die froh waren, daß der passive Widerstand überhaupt aus war, und daß die Maschine wenigstens wieder klapperte. Die deutsche Industrie ist durch das Ruhrabenteuer sehr, sehr klug geworden.

Ein zweites großes Verdienst Stresemanns ist die Zustimmung zur Endkontrolle der deutschen Abrüstung. Man hat hinter den Kulissen lange und zähe darum gekämpft, aber im Auswärtigen Amt war man sich über die absolute Notwendigkeit des uneingeschränkten Ja klar geworden und der Chef hat sich ohne jede Einschränkung schließlich vor seine Referenten gestellt. Das war die Geste, die vor der Welt nötig war, um jenen Grad von Vertrauen zu erwerben, den man für die Reparationsverhandlungen brauchte. Man hat die Bedeutung dieser Tat in der deutschen Öffentlichkeit nicht so unterstrichen, wie sie es ver-

dient. Es ist heute zwecklos, das Warum zu untersuchen. Vielleicht ist sich Stresemann über den Eindruck dieser Handlung selbst nicht klar gewesen, er hätte sonst wohl mehr daraus gemacht.

Dazwischen freilich liegen zwei andere Vorkommnisse, der Washingtoner Flaggenzwischenfall und der deutsch-russische Zwischenfall. Man muß sich dieser Abenteuer erinnern, denn sie sind auf der Gegenseite noch längst nicht vergessen. Wie war es denn in Washington? Wilson, trotz allem, was wir gegen ihn zu sagen haben (und das ist sehr viel), einst Träger des höchsten Amtes der Vereinigten Staaten, war gestorben, und die Deutsche Botschaft in Washington flaggte zunächst nicht. Daß man es nicht tat, hat in den Vereinigten Staaten Empörung hervorgerufen. Wir sind noch nicht so weit, daß wir uns solche Empörung in dem Lande, aus dem wir die Goldschiffe erwarten, leisten können. Die amerikanische öffentliche Meinung verlangte die Abberufung des Botschafters. Sie hätte tatsächlich die Gemüter sofort beruhigt. Aber sie erfolgte nicht. Warum? Weil der Botschafter vorher in Berlin angefragt hatte, und weil man ihm von hier Instruktionen gegeben hatte, auf die er sich bei seiner Unterlassung berufen konnte. Hätte Stresemann ihn als Sündenbock in die Wüste geschickt, so mußte er fürchten, daß der Botschafter nicht schwieg. Das hat er nicht gewagt. Es hieß, der Botschafter wolle später gehen, aber neuerdings wird die Rücktrittsabsicht überhauptr bestritten. Vielleicht ist es besser, daß er bleibt, als daß der unmögliche Herr Cuno, der jetzt wieder auf dem Alsterdamm in Hamburg in Ballins Arbeitszimmer sitzt und unbestreitbar dekorativ wirkt, nach Washington ginge; denn daran hat man im Auswärtigen Amt ernsthaft gedacht.

Dann der deutsch-russische Zwischenfall. Die Einzelheiten dieser grotesken Dummheit deutscher Polizei sind noch in Erinnerung. Stresemanns Rolle dabei ist weniger bekannt. Als Krestinski, der die Nachricht von dem Ueberfall der Polizei eben gehört hatte, bei ihm anrief und sein Kommen ankündigte, empfing ihn Stresemann, ohne den Staatssekretär oder den Rußlandreferenten zu benachrichtigen. Erste Unvorsichtigkeit, denn Krestinski brachte seinen Botschaftsrat als Zeugen mit. Und dann gab Stresemann sofort alles zu, was Krestinski behauptete, gab vor allem die vollständige Exterritorialität der Handelsvertretung zu. Die Referenten fielen auf den Rücken, als sie von solcher Bescherung hörten, und Stresemann versuchte dann zunächst das Zugeständnis abzuleugnen. Aber Krestinski nagelte ihn mit seinem Zeugen fest. Das Ende vom Liede war, daß Deutschland klein begeben mußte. Hätte man, was richtig gewesen wäre, die Nichtberechtigung der Polizeiaktion sofort zugegeben, so wäre das keine Schlappe, sondern ein moralischer Gewinn gewesen. Statt dessen hat man monatelang die Erledigung hingezogen und hat sich schließlich doch zu der Erklärung zwingen lassen müssen, die von vornherein unvermeidlich war und die nun eine peinliche politische Lage wurde. Man hat schließlich nicht einmal den Versuch gemacht, einen Strich unter alle Differenzen mit Rußland zu machen. In Petersburg hatten die Russen inzwischen einen angesehenen deutschen Kaufmann wegen angeblicher Handlungsspiegele verhaftet. Nicht einmal dessen Freilassung hat man bei der Gelegenheit erwirkt. Erst dieser Tage haben ihn die Russen, die ja nun nichts mehr mit ihm anfangen konnten, freigegeben.

Und schließlich London. Kein Vernünftiger kann leugnen, daß diese Konferenz Erfolge von einem Umfange gebracht hat, wie wir sie uns vor einem halben Jahre nicht träumen lassen konnten. Von der Inkraftsetzung des Dawes-Planes (immerhin einer Etappe) abgesehen, haben wir erreicht die Wiederherstellung der deutschen Justizhoheit, die Einführung des Schiedsgerichtsgedankens, die Einführung einer Kon-

trolle über die Reparationskommission und damit deren Unschädlichmachung und die Räumung des Ruhrgebiets in einer bestimmten Zeit. Es liegt vielleicht daran, daß das deutsche Volk immer noch vom Vertrag von Versailles keine Ahnung hat, daß man die ungeheuer bedeutungsvolle Aenderung der Stellung der Reparationskommission so wenig unterstrichen hat. Aber ein Mann, von den rednerischen Fähigkeiten Stresemanns, hätte das mit Leichtigkeit gekonnt. Was tat er statt dessen?

Er rechnete mit der Phantasielosigkeit des deutschen Volkes, dessen Augen nur das Handgreifliche, die Besetzung der Ruhr, zu sehen vermögen. Und nun muß er schlecht unterrichtet gewesen sein oder von allen guten Göttern verlassen, denn daß ihn der kluge Herr v. Hoesch falsch orientiert hat, ist kaum anzunehmen, kurzum, schon Wochen vor der Londoner Konferenz präparierte er die öffentliche Meinung so, daß die Ruhrräumung das sein mußte, wonach man Gelingen oder Fehlschlagen der Verhandlungen beurteilte. Er veranlaßte einen dahingehenden Kabinettsbeschluß und verkündigte ihn aller Welt. Worauf Herriot, dessen Stellung ja auch zuweilen etwas wacklig ist, sich auf das Gegenteil festlegen mußte. Stresemanns Motiv war klar, war „national“. Auf die Nationalen nämlich hätte die Ruhrräumung am meisten gewirkt. Wäre Stresemann mit diesem Zugeständnis in der Hand zurückgekommen, er hätte als Triumphator durch das Brandenburger Tor einziehen können und niemand hätte sich seinen Wünschen widersetzen dürfen. Der Bürgerblock wäre eine Frage von Stunden gewesen. Deshalb und nur deshalb, hatte Stresemann zuvor Marx ausschalten wollen. Und nur so ist auch sein Verhalten während der ersten zehn Tage der Londoner Konferenz zu erklären. Tag für Tag heimste Deutschland Erfolge von einer Größe ein, daß einem angst und bange wurde, ob das auf die Dauer so gehen könne. Und Stresemann ließ mit Hilfe von drei vertrauten Journalisten, von denen einer sich offiziell als „Leibjournalist“ bezeichnete, den Optimismus nach Deutschland strömen. Es war eine ganz merkwürdige Atmosphäre, der man sich nur mit Mühe entziehen konnte. Stresemann hat ja das Talent, sozusagen druckfertig sprechen zu können. Nur: das, was er sagt, stimmt nicht immer. Er erzählte den Journalisten, die Amnestiefrage sei geordnet. Vor seiner Tür traf man den bekannten Essener Verteidiger, Dr. Grimm, der wegen dieser Regelung sich unsägliche Mühe gemacht hatte, und gratulierte ihm. Worauf Grimm entsetzt erwiderte, die Angelegenheit sei noch längst nicht unter Dach und Fach. Ein anderes Beispiel ist die Räumung des Dortmunder Reviers. Stresemann hat nicht einmal, sondern viele Male erklärt, die Räumung vollziehe sich am 1. September. In ganz Deutschland hat man das geglaubt. Diese falsche Interpretation hat die Geste Herriots dann um ihre ganze Wirkung gebracht. Er hat auch behauptet, am Montag sei die Verständigung mit Herriot über die Ruhrräumung so weit gewesen, daß man das Abkommen nur hätte zu formulieren brauchen, und erst dann sei der Umschwung gekommen. Wie er zu solcher Ansicht kommen konnte, ist vollkommen rätselhaft, denn Herriot kam mit ganz gebundener Marschroute aus Paris zurück. Als Stresemann dann freilich einsah, daß die sofortige Räumung nicht durchzusetzen sei, hat er sofort den Gaul herumgeworfen, und das mit einer Schnelligkeit, die man in Deutschland kaum mehr begriffen hat. Man muß ihm solches Erkennen einer unabänderlichen Tatsache gewiß anrechnen, aber hätte er nicht von vornherein wenigstens die Möglichkeit dessen, was dann wurde, in seine Taktik einkalkulieren müssen? Er hat den Erfolgen der deutschen Delegation damit unendlich geschadet und die Opposition der Deutschnationalen so stark gemacht, daß sie sich selbst den Umfall so gut wie verbauten. Der ganze Kuhhandel wäre nicht gewesen, wenn Stresemann eine andere Taktik eingeschlagen hätte, und damit

wäre auch das Schuldpronunziamento und die Bereiterklärung der Volkspartei zur Regierungserweiterung nicht gewesen. Das ist ein böser Wechsel, der noch nicht eingelöst ist.

Nach allen diesen Taten ging Stresemann auf Urlaub. Einige Tage vor Marx kam er zurück, versammelte die Presse um sich und hielt eine Ansprache, die allgemein so verstanden wurde, daß er die Schuldnote, gegen deren Notifizierung Frankreich inzwischen Vorstellungen erhoben hatte, doch notifizieren werde, und daß an den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund nicht zu denken sei. Als er am andern Morgen in der Presse die Wiedergabe seiner Ausführungen und die Kommentare sah, wurde ihm schwach. Stern-Rubarth mußte schleunigst kommen, und die B. Z. brachte eine Erklärung, er sei von A bis Z mißverstanden. Ein Außenminister also, der sich nicht verständlich ausdrücken kann. Tatsächlich hat er aus dem Stenogramm einige Stellen nachgewiesen, auf die er sich zur Not stützen kann, aber er hat diesen Text anscheinend nach der verkehrten Melodie gesungen, und „c'est le ton, qui fait la musique“. Und kaum war das geschehen, so brachte der Sozialistische Parlamentsdienst ein Interview mit Lord Parmoor, wonach er mit Stresemann bei dessen Besuch in Henley über den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund gesprochen habe. Beruhten Parmoors Erklärungen auf Wahrheit, so gewannen die Worte über den Eintritt Deutschlands, die MacDonald in Genf gesprochen hatte, eine viel größere Bedeutung. Stresemann dementierte, Parmoor dementierte dagegen, kurzum, es war sehr peinlich. Was Parmoor schließlich behauptete, war, daß zwischen ihm und Professor Murray einerseits und den deutschen Ministern andererseits durch Vermittlung des Botschafters Sthamer das Thema besprochen worden war. Für diese Behauptung spricht, daß Parmoor im englischen Kabinet die Völkerbundangelegenheiten bearbeitet, und daß Murray, der damals schon zum Delegierten für Genf bestimmt war, als Völkerbundmann in England ebenso bekannt ist wie bei uns der minder angenehme Herr Claß als Führer der Alldeutschen, und daß er dazu ein Ansehen besitzt, wie es bei uns etwa Virchow besaß. Trotzdem kann man das Dementi der deutschen Minister für ehrlich halten. Sie hatten nämlich anscheinend keine Ahnung, wer Murray ist, und seine Mitteilung, daß er nach Genf gehe, haben sie als die Mitteilung einer privaten Reise aufgefaßt. Marx und Luther brauchten Murray nicht unbedingt zu kennen, Stresemann als Außenminister konnte ihn kennen, aber wer ihn kennen mußte, war der Botschafter, dessen Rolle bei dieser Zusammenkunft in ein merkwürdiges Dunkel gehüllt ist. Hat er den Ministern gesagt, wer Murray ist, hat er das, was man ihm gesagt hat, richtig in seiner Tragweite erfaßt und verdolmetscht? Das ist die Frage, und die deutschen Journalisten in London, die ständigen wie die, welche als Sonderberichterstatter dort waren, werden, so sehr sie sonst verschiedener Meinung sind, in der Vermutung einig sein, daß Sthamer der Sündenbock sein kann. Dieser Hamburger Patrizier ist nämlich keine Blüte der Diplomatie, und das einzige Talent, das er unbestritten hat, ist — sein Botschaftsrat Dufour-Feronce.

Die Unzulänglichkeit seiner Umgebung mag Stresemann seine Arbeit oft erschweren. Aber sie könnte ihn nicht hindern, das, was er als notwendig erkennt, zu tun, wenn er selbst zulänglich wäre und sich nicht durch Nebensächlichkeiten oder jedenfalls durch Unbenommenheiten vom erkannten Wege immer wieder abdrängen ließe. Seine größten Feinde sind schließlich seine eigenen Charaktereigenschaften: Ehrgeiz, der oft in der Verkleidung der Eitelkeit auftritt und keine Skrupel und Hemmungen kennt; Temperament, das weder durch kühle Kritik noch durch Selbstkritik gezügelt ist; der Mangel, die Dinge in der Entwicklung objektiv zu sehen und in ihrer Tragweite richtig zu beurteilen, der zum Teil dadurch ausgeglichen wird, daß Stresemann, wenn man ihm einmal

die Unvermeidbarkeit einer Entscheidung klargemacht hat, bereit ist, diese Entscheidung wirklich zu treffen und sich auch ganz dafür einzusetzen. Solche Entscheidungen erfolgen dann aber mit einer Schnelligkeit und werden mit einer so naiven Selbstüberzeugung verteidigt, daß der Außenstehende fast geneigt ist, an dauernde Umfälle zu glauben. Stresemann selbst wird einen solchen Unfall nie zugeben, subjektiv mit Recht, denn er hat wirklich nicht die Empfindung, umgefallen zu sein. Er ist dann immer der ehrlichen Ueberzeugung, daß seine Erklärungen mißverstanden worden sind. Er hat das unglückliche Talent, daß seine Wünsche der Entwicklung der Dinge vorauseilen, daß er Situationen, die erst langsam Gestalt zu gewinnen scheinen, bereits als endgültig gestaltet ansieht, für einen Diplomaten die gefährlichste Eigenschaft, denn diese Spielart der politischen Phantasie, die keine aufbauende Kraft hat, läßt ihn fortwährend Handlungen tun, die nachher schwer zu reparieren sind. Er kann überhaupt nicht objektiv sein, ist als vollendeter Egozentriker vielmehr die Personifikation des Subjektivismus, alles in allem in Temperament und Charakter nicht nur ein Kind des wilhelminischen Zeitalters, sondern die Westentaschen-Ausgabe einer Wilhelm-Natur. Ohne jede Spur von Idealen, nur ein Konjunkturrennermann. Ganz allerdings stimmt das nicht, denn er hat im Innersten seines Herzens einen Rest von Idealen, den er sehr sorgfältig hütet, den Gedanken des Volkskaiseriums. In seinem Arbeitszimmer in der Villa an der Budapester Straße hängt ein Bild des Kronprinzen mit einer Widmung, die an den Tag erinnert, an dem ihm durch Stresemanns Initiative die Heimkehr ermöglicht wurde. Stresemann ist in der Republik so hoch gestiegen, wie er das nie in der Monarchie hätte tun können, aber sein Herz, das diese hohe Stellung anscheinend als illegitim empfindet, sehnt sich zurück nach der Monarchie; er ist, nehmt alles nur in allem, Untertan, verhinderter Untertan, nicht Staatsbürger, und am wenigsten Republikaner.

Und dennoch muß man beinahe dankbar dafür sein, daß wir ihn haben. Ohne zu verkennen, wie sehr er durch seine Fehler und am meisten durch seine Charakterlosigkeit der determinierten Entwicklung des deutschen Volkes schadet, wird man darum dennoch ihn fürs erste gewähren lassen dürfen, vorausgesetzt, daß er nicht durch seine krankhafte Angst vor den Deutschnationalen oder andern Bedeutungslosigkeiten vollkommen vergißt, daß er Minister des Auswärtigen und nicht Agent der deutschen Reaktion ist.

Ein verhinderter Bismarck

Von Hermann Wendel

Was auf Shakespeareisch auf der Welt zu tun war, hat Shakespeare größtenteils getan. G. Chr. Lichtenberg.

Ein Schwab war er, der Herr v. Kiderlen-Wächter. Seine Wiege stand in jener Südwestecke Deutschlands, der des schwarz-rotgoldnen Poeten Friedrich Stoltze begeisterter Gruß galt:

Die Heimat Schillers, Uhlands Heimat, Schwaben,
Die Heimat Herweghs und des braven Pfau,
Die Berge da, wo Freiligrath begraben,
O freier Hauch aus Süd, aus Land und Gau,
Wo Herzen schlugen, wo ich Männer schau,
Die nie des Menschenstolzes sich begaben,
Zur Freiheit standen allzeit sonder Wank,
O Hauch aus Süd, du wehst noch! Gott sei Dank!

Spielte etwas von diesem Hauch aus Süd um Kiderlens Herz? War die Freiheit nicht seine dauernd angetraute Gattin oder heiß umschlungene Geliebte, so doch wenigstens sein aus der Ferne schüchtern angebeteter Schwarm? Ach, in politicis wagt das nicht einmal Ernst Jäckh zu bejahen, der unter dem Titel „Kiderlen-Wächter, der Staatsmann und Mensch“ (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig 1924) mit Briefwechsel und Nachlaß des Landsmannes zwei Bände füllt und dabei den Urheber von Agadir auf möglichst hohen papiernen Sockel zu heben sucht.

Wohl verleugnete Kiderlen im Menschlichen als Geburtsort „die gute Stadt Stuttgart“ nicht, deren gemütliche Gassen nie von den Potsdamer Schnarrlauten widerhallten, und seines Herzens bestes Stück hing an dem heimischen „Ländle“, in dem die sozialen Gegensätze minder tollwütig aufeinander losfahren, als weiter im Norden — Welch eine Idylle, die hier beschriebene Maibowle beim König von Württemberg: „Seine Majestät fragte Ihre Majestät: ‚Hast Du sie selbst gemacht?‘ ‚Ja!‘ ‚Ist Dir gut gelungen.‘ Sie klagte aber, sie hätte solange nach den Kräutern schicken müssen und noch im letzten Moment in aller Eile den Ansatz gemacht.“ Erbteil seiner Heimat war es denn, wenn Kiderlen dem schneidigen Aeh-Bäh-Ton von Preußisch-Berlin eine gewisse Hemdärmeligkeit des Umgangstons entgegengesetzte, den rasselnden Klimbim der wilhelminischen Welt aus sehr spöttischen Augen betrachtete und sich von dem gellen Trara des Byzantinismus alles andere als imponieren ließ; seine Hunde und Vögel mochten ihn anziehender dünken als die Hofschranzen, die sich in der Prokynesis vor dem nur zu durchschauten Imperator gefielen. Mit geheimem Vergnügen beobachtete er, der jahrelang, wegen seiner burschikosen Witze und als Skatspieler geschätzt, den zweiten Wilhelm auf den Nordlandsfahrten begleiten mußte, die morgendlichen Freiübungen des kaiserlichen Gefolges auf der „Hohenzollern“: „Ein ulkiger Anblick, wenn all die alten Kracher von Militärs gemeinsam die Kniebeuge machen müssen mit verzerrten Gesichtern! Der Kaiser lacht manchmal laut auf und hilft mit Rippenstößen nach. Die alten Knaben tun dann so, als ob diese Auszeichnung ihnen eine besondere Freude machen würde, ballen aber die Faust in der Tasche und schimpfen nachher unter sich über den Kaiser wie alte Weiber. Feige, verlogene Gesellen!“ Doch wie die Hofdamen der Frömmlerin Auguste Viktoria ganz aus dem Häuschen waren, daß der unbekümmerte Junggeselle mit seiner — aber nein! — Hausdame zusammenlebte, ohne — denken Sie nur! — des Pastors Segen in der Tasche zu haben, so gifteten sich die „feigen, verlogenen Gesellen“ im Troß Wilhelms über des Schwaben Freimut und Nackensteifheit; die Generale Hülsen, Kessel und Plessen, denen er ein Anstoß „für die Würde des Hauptquartiers“ war, wühlten und hetzten, ein oller ehrlicher Seemann, Konteradmiral Freiherr v. Senden-Bibran, Chef

des Marinekabinetts, ließ, ganz wie im Vormärz, Briefe des Verhaßten erbrechen und durchschnüffeln, und natürlich gelang es den Verleumdungen und Ränken der Adjutantenkamarilla, 1898 die Ungnade des gekrönten Narren auf Kiderlen herabzulocken.

Klebte er jedoch trotz aller süddeutschen Ungezwungenheit, oft Rauhbautzigkeit, so sehr am steifleinigen Hergebrachten, daß ihn die Anwesenheit auch der Kanzleibeamten der Gesandtschaften — Leute mit dem Titel Hofrat und häufig Reserveoffiziere! — auf einem Bukarester Hofball verdroß, so brachten ihn auch die bösen Erfahrungen mit dem Hohenzollern nicht zum Nachdenken über die Frage Absolutismus und Demokratie. Daß das Volk etwas anderes als Objekt im Staate sein könne, ging immerdar über seinen Horizont. Er frohlockte, daß nach dem Tode Kaiser Friedrichs „die Reformer eins auf den Kopf kriegten“; Abdul Hamid, der blutriefende Massenschlächter seiner Untertanen, erschien nach der jungtürkischen Revolution dem sonst nicht Sentimentalen als „armer, einsamer Mann“; wenn er im Reichstag eine Rede „unter tosendem Wutgeheul der Demokraten und Sozis“ hielt, vermerkte er es mit besonderem Wohlbehagen, und wo er sich als Gegner eines Krieges gab, geschah es einzig aus Abscheu vor dem parlamentarischen System, mit dem das deutsche Volk für einen großen Sieg bezahlt werden müsse. Nach Jäckhs Entschuldigung sah Kiderlen im Parlamentarismus deshalb „ein Produkt von Bestechung, Gewalttätigkeit und Ignoranz“, weil er ihn nur in Bukarest kennen gelernt hatte, aber seine politische Meinung bildete er sich wohl, ehe er als Achtundvierzigjähriger nach Rumänien kam, und schließlich muß auch der nicht sehr kritische Herausgeber seines Nachlasses zugeben, daß jener vom Gedanken einer Mitwirkung und Mitverantwortung des Parlaments im Volksstaat und für den Volksstaat so weit entfernt gewesen sei, wie dieser Volksstaat selbst.

Diese Feststellung aber bricht schon den Stab über den „Staatsmann von großem Kaliber“, als den ihn Jäckh feiert, und akzentuiert in Naumanns vorschnellem Wort vom „schwäbischen Bismarck“ lediglich das Beiwort, denn wer im zwanzigsten Jahrhundert von den bewegenden Kräften der Zeit nichts wissen will und über den lebendigen Drang der Volksmassen und die zeugerische Macht des demokratischen Gedankens hochmütig hinwegsieht, mag ein befähigter Beamter des auswärtigen Dienstes sein, ein Staatsmann großen Wurfs ist er nimmer, und so bescheinigt auch Hammann, der ihn aus der Nähe kannte, Kiderlen durchaus zu Recht, daß er die Künste eines Diplomaten der alten Schule virtuos zu üben verstand, für Volkspsychologie jedoch kein Organ besaß. Aber der Vergleich mit Bismarck hinkt gleich auf beiden Beinen: nichts von dem Daimonion, das den pommerschen Junker schicksalhaft vorwärtspeitschte, trug sein Nachfolger in sich; alles in gutem oder schlechten Sinn Genialische war dem sarkastisch Sachlichen fremd.

Wenn Treitschke feurige Phantasie und forschenden Tiefsinn, oft ins Grenzenlose schweifende Vielseitigkeit und schöpferische, ursprüngliche Macht des Denkens als schwäbische Wesenszüge rühmte, so fehlte diesem Schwaben jeder Hauch von alledem; als Bestes hatten ihm die Feen gesunden Menschenverstand und klaren Blick innerhalb seiner Grenzen, hausbackenen Humor und frische Willenskraft in die Wiege gelegt; wie ihm die Welt der Musik verschlossen blieb und ihn ins Reich der Literatur nur ein schmales Hintertürchen führte, so hätte er auch nie, wie Bismarck, nach jähem Sturz seine Verbissenheit in Schillers „Räuber“ eingewühlt; er hätte vermutlich nur einen schnoddrigen Witz gemacht.

Freilich war, was um ihn herumwimmelte, von noch kleinerem Ausmaß. Von der eigenen Bedeutung übermäßig durchdrungen, schonte Kiderlen in seinen vertrauten Briefen nichts und niemanden; allein die Spitznamen, die er austeilte, sind bezeichnend: Wilhelm ist „der Plötzliche“, Bülow „der Aal“, Marschall „das Nilpferd“, Bethmann „der Regenwurm“, Tschirschky „der Schulmeister“, Schoen „der Lederzipfel“; nur für Tirpitz hat er kein Beiwort, denn diesen „falschen Streber“ und „größten Lügner, den Berlins Pflaster trägt“, haßte er grimmig und ehrlich, während er die andern nur als Stümper verachtete. Aber mochte er auch wie der Einäugige wirken, der unter den Blinden König ist, so verkennt doch das Wesen der Zeit und die Bedeutung des Mannes vollkommen, wer nur den Mangel an Gelegenheit dafür verantwortlich macht, daß Kiderlen sich nicht zu einem zweiten Bismarck auswuchs. Einmal hatte, was auf Bismarckisch in der Welt zu tun war, Bismarck größtenteils selbst getan; zum zweiten erkennt Klio den Einwand der mangelnden Gelegenheit nicht an, weil sich die Bismarcks gemeiniglich nicht verhindern lassen, und zum dritten beschrieb Kiderlen immerhin so viele Seiten wenn nicht der Weltgeschichte, so doch der Akten des Auswärtigen Amtes, daß seine Handschrift kein Rätsel mehr aufgibt. Da nun verrät nichts den überlegenen Denker, der ins Herz der Zeit hineinzuhorchen versteht, nichts den kühnen Planer, der mit neuen Entwürfen das ewig Gestrige beiseite schiebt, nein, der Herr v. Kiderlen-Wächter machte nur geschickter, was die andern tollpatschig, nur folgerichtiger, was die andern in Zickzacklinien machten. Da er nicht auf den Kopf gefallen war, verhehlte er nicht seine starke Abneigung, den österreichischen Satelliten im Orient zu spielen. Wie er Berchtold sehr daneben schätzte, „weil er absolut nicht weiß, was er eigentlich will“, lag er ständig auf der Lauer, damit der Ballplatz Deutschland nicht vor vollzogene Tatsachen stellte und über Nacht in ein Balkanabenteuer verwickelte; wie eine Ahnung dessen, was im Sommer 1914 hereinbrach, klangen seine Worte: „Wir müssen alles tun, um zu verhindern, daß die Leitung der Politik von Berlin an Wien übergeht, wie es Aehrenthal gegenüber Bülow leider gelungen war.“

Das könnte uns eines Tages viel kosten!“ Wenn Kiderlen den Großadmiral Tirpitz haßte, so nicht zuletzt, weil er fürchtete, „daß seine Politik uns den Krieg mit England bringen wird“, und der Krieg gegen England paßte in seine Pläne gar nicht hinein. Noch als Gesandter in Bukarest unterstützte er vielmehr mit überzeugtem Eifer Bethmanns Versuche, sich auf lange Sicht mit Downing-Street zu verständigen. „Unser Hauptziel“, vermerkte er in einer Denkschrift, „muß sein, überhaupt zu einem politischen Abkommen mit England zu gelangen, sei es auch noch so unbedeutend. Denn die reine Tatsache einer auch noch so geringfügigen Verständigung mit England neben einem etwaigen Flottenabkommen würde unsere allgemeine Politik wesentlich entlasten.“

Deutlicher aber als alles andere offenbart der Name Agadir seine Schriftzüge. Als der Staatssekretär des Auswärtigen Amts seine Idee zur Tat machte und den „Panther“ nach der marokkanischen Hafenstadt sandte, war er nicht so hirnverbrannt wie das „Rindvieh“ von nationalliberalem Führer, der ihm zur Sicherung der „Annexion in Marokko“ zu gratulieren kam, und den „Blödsinn“ der alldeutschen Schreier tat er verächtlich ab, die nicht nur Marokko verspeisen, sondern auch das Rhonedepartement verschlucken wollten, aber auch seine Pläne trieben mit des deutschen Volkes Wohlfahrt ein frevles Spiel. Da er aus dem Abenteuer den ganzen französischen Kongo mit heimzubringen gedachte, schon um mittun zu können, wenn der belgische Kongo einmal aufgeteilt wurde, nahm er sich den dritten Bonaparte zum bösen Beispiel: wie der von Bismarck für jede Vergrößerung Preußens Kompensationen heischte, so verlangte Kiderlen für die Machterweiterung Frankreichs in Nordafrika Entschädigungen in Mittelfrika. Keineswegs war er der Erkenntnis verschlossen: „Wenn man in der Welt ein Plebiszit über Krieg und Frieden veranstalten wollte, würde die Antwort nicht zweifelhaft sein, aber die Kriege, wir wissen es ja, sind immer das Werk der Minorität.“ Doch einen solchen Krieg gegen den Willen und die Interessen der Nation um den Länderfetzen am Kongo vom Zaun zu brechen, war Kiderlen drauf und dran; er glaubte die Franzosen nur nachgiebig stimmen zu können, wenn sie Deutschlands festen Kriegswillen verspürten, und das Allerübelste, Prestigegründe, spielten schließlich mit: „Unser Ansehen ist heruntergewirtschaftet“, sagte er beim Becherlupf in jenen Tagen, „im äußersten Fall müssen wir fechten.“ Daß nicht 1911 schon „gefochten“ wurde, daß es nicht damals schon zum Weltkrieg kam, fürwahr, seine Schuld war es nicht.

Wenn trotz allem unter den bloßen Nachtrotern Bismarcks der rotbäckigere Kiderlen-Wächter als ein Mann von Format erscheint, so richtet nichts das ganze wilhelminische Zeitalter schonungsloser als die Tatsache, daß sein Mann von Format so aussah.

Regierung und Parteien in Bulgarien

Von Janko Sakazoff

Es ist über ein Jahr her, seitdem die heutige Regierung das Regime der Bauernbündler niederwarf und die Zügel der Staatsgewalt ergriff. Sie hatte während dieser Periode Zeit, zu erweisen, ob sie etwas leisten kann. Mehrere Monate sind vergangen, seitdem unsere sozialistische Partei die Regierung verlassen hat, und sie kann daher jetzt frei und objektiv den neuen Machthabern gegenüberstehen und den Platz bestimmen, den sie in den sozialen Kämpfen des Landes einnehmen will.

Bei einem normalen Gang seiner Entwicklung würde unser Land nicht das Glück gehabt haben, diese Machthaber an der Spitze seiner Verwaltung zu sehen. Nur die Entgleisung des Bauernbündlerregimes im scharfen Kampfe gegen alle Bürger- und Arbeiter-Errungenschaften, die niedrigen, kulturlosen und gewalttätigen Uebergriffe Stamboliskys weckten in der ganzen Bevölkerung das Streben nach einem gewalttätigen Widerstand. Wäre das Regime Stamboliskys im Rahmen des Erträglichen geblieben, so hätte es mit der Zeit eine ebenso mäßigen bourgeoisen Reaktion Platz gemacht, die den Zyklus der Revolution und der Konterrevolution im besiegten Bulgarien vollendet hätte.

Für das kleine Bulgarien folgte, wie für die großen besiegten Länder nach der Kriegskatastrophe von 1918, eine Periode der Revolution, die von einer anderen Periode, der Konterrevolution, abgelöst wurde. Die nach dem unglücklichen Ende des Krieges heimkehrenden, erschöpften und zur Verzweiflung gehetzten Dorf- und Stadtmassen forderten und erzwangen einen Wechsel in der Regierung Bulgariens. In der neuen Regierung nahmen Sozialisten und Agrarier teil. Aber dank den wilden Ausschreitungen der neugetauften Bolschewiken, konnte sich die Herrschaft der Volksmassen für sozialen und wirtschaftlichen Fortschritt nicht halten und machte der bäuerlichen Ausnahmeregierung Stamboliskys Platz.

Der extreme Charakter der Bauernregierung Stamboliskys diente nur zur Verlängerung der Reaktion im Lande und machte die Periode der Konterrevolution unverhältnismäßig lang, außerordentlich scharf und äußerst kompliziert.

Gerade wie in andern Ländern mit gleichem Schicksal, kehrte die Bourgeoisie auf die nach dem Kriege verlorenen Positionen zurück. Freilich sind diese Positionen nicht dieselben wie vor dem Kriege, und ihnen gegenüber stehen nach Zahl und Beschaffenheit nicht die früheren unwissenden Volks- und Arbeitermassen. Aber trotzdem sind es dominierende Positionen, von denen aus die neuen Generationen der Bourgeoisie die neue soziale Entwicklung in eigenem politischen Interesse betreiben kann.

Diese Restauration geschah jedoch bei uns unter so sonderbaren Umständen und nahm so sonderbare Formen an, daß sie die Aufmerksamkeit unserer auswärtigen Genossen verdient.

Die Restauration begann mit einer militärischen Verschwörung, die ein scheinbar konstitutionelles Regime gewaltsam stürzte. Es ist gut, daß an dem Umsturz alle politischen Gruppen teilnahmen, und daß alle Volksschichten den Sturz der Agrarier als eine Erleichterung empfanden. So konnte der militärische Charakter der Verschwörung nicht allein auf Rechnung der Konterrevolution gesetzt werden.

An zweiter Stelle ist hervorzuheben, daß die neue Regierung sich als konstitutionell, als demokratisch bezeichnete, der die Interessen der wirtschaftlich Schwachen am Herzen lag und zu jeder Zeit bereit ist, ihnen zu Hilfe zu eilen. Die am Umsturz Beteiligten besaßen also die

Unterstützung und die Zustimmung der großen Mehrheit der Bürger von Stadt und Dorf, von denen der lautere Teil seine Bereitwilligkeit in etwas orientalischer Art dadurch manifestierte, daß er versicherte und schwur, der neuen Macht ewig treu und dankbar zu sein.

Und die neuen Männer ließen sich von diesen Versicherungen und Schwüren verführen und gingen, anfangs etwas schüchtern, dann aber dreister und immer dreister daran, um sich eine neue parteiähnliche Schicht zu bilden, die schon zur Zeit des Umsturzes den so anziehend klingenden Namen: „Naroden Sgovor“, das ist Volkseintracht, erhalten hatte. Wir gehören nicht zu denen, die da glauben, die wahren Beweggründe der Handlungsweise der neuen Männer zu kennen. Vielen schien es, als ob die Sorge für den morgigen, verfassungsmäßigen Tag, der auch normale gesellschaftliche und politische Kräfte als Stützmacht an Stelle einer ungreifbaren, schnell verfliegenden Begeisterung erheischt, die Männer der neuen Macht veranlaßt hat, die alten Parteien umzugruppieren. Es ist freilich nicht ausgeschlossen, daß auch persönliche Beweggründe der Urheber des Umsturzes mitgewirkt haben. Doch wer wird sich heutzutage in unseren realistischen Zeiten „mit den Geheimnissen des menschlichen Herzens“ befassen wollen? Tatsache ist, daß gleich in der ersten Zeit die neuen Männer davon zu reden und dafür zu wirken begannen, eine neue große, alle bürgerlichen Gruppen umfassende Partei zu bilden, die von der jüngeren, unbefleckten Generation repräsentiert werden sollte.

Hier begannen die Wege der am Umsturz Beteiligten auseinanderzugehen. Die Sozialisten hatten an dieser Sache gar kein Interesse. Es war ihnen natürlich nicht gleichgültig, ob sie eine kompakte oder eine zerstückelte Bourgeoisie vor sich hatten. Aber einige unter unseren Genossen glaubten, daß eine reformierte Bourgeoisie, wie sie die neuen Männer zu gestalten gedachten, besser wäre, als die alten Fische, die schwer auf den Markt gehen. Andere Genossen wieder meinten, wir könnten uns an diesen Versuchen der neuen Regierung gänzlich desinteressieren. Auch die Männer der nationalliberalen Partei standen diesen Kombinationen eher feindlich gegenüber, einmal weil sie unberücksichtigt geblieben waren, und zweitens, weil sie sich nicht verhehlten, daß die neue Partei sich über kurz oder lang auch gegen sie wenden würde. So kam es, daß sich zwei der Verschwörerparteien von der neuen Regierung lösten. Dadurch ermutigten sie den Widerstand der alten Parteiführer, die sich von einer Kaltstellung bedroht sahen, und auch einige ihrer prinzipientreuen Anhänger. Von Anfang an wußte man beispielsweise, daß die radikaldemokratische und die demokratische Partei Gegner einer unbedachten Fusion waren. Das vermehrte die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Regierungskoalition und erschwerte die Konsolidierung und verzögerte zu gleicher Zeit das Hervortreten der natürlichen politischen und sozialen Gegensätze innerhalb der Regierung. Leider wurde durch die nachfolgenden Ereignisse im Lande dieser Prozeß der Klassenklärung und der Klassenteilung dadurch verzögert, daß alle beim Umsturz beteiligt gewesenen heterogenen sozialen Elemente wieder zusammengebracht wurden.

Zwar gelang es den Sozialisten, die aus außen- und innenpolitischen Gründen unbequemen Nationalliberalen aus der Koalition herauszuschaffen. Ebenso konnten unter ihrem Einfluß eine ganze Menge unnützer, sogar schädlicher Zusammenstöße der Regierung mit den Bauernbündlern und mit den Kommunisten vermieden werden. Auch vermochten die Sozialisten die geheimen Vorbereitungen, womit die Bauernbündler die neue Regierung hemmen wollten, zu verhindern. Sie waren aber zu machtlos, gegenüber den Regierungsmitgliedern, mit den Kommunisten und den Bauernbündlern zu einer radikalen Bereinigung zu kommen.

Bei den Septemberereignissen, dem bewaffneten Aufstand der Kommunisten, setzte die konservative Gesellschaft alle Kräfte ein, um den Aufstand niederzukämpfen und die Macht des Gesetzes im Lande endlich zu kräftigen. Die lange aufgeschobenen Parlamentswahlen mußten endlich anberaumt werden. Das von Stambolisky aufgezwungene, die Majoritäten begünstigende Proportionalwahlsystem veranlaßte die Sozialisten, eine Wahlkoalition einzugehen.

Nach den Wahlen konnte das Land frei aufatmen, die politischen und wirtschaftlichen Aufgaben der Nation konnten jetzt in den Vordergrund treten.

Bis zur normalen Entwicklung Bulgariens mußten noch einige Etappen durchwandert werden. So machte der bewaffnete Aufstand der Kommunisten ein Gesetz zum Schutz des Staates und die Gewährung einer ausgedehnten Amnestie notwendig, welche die irregeleiteten und unfreiwilligen Teilnehmer des Aufstandes aus Stadt und Dorf treffen sollte. Die Öffentlichkeit wollte die Parteien fernhalten, die neben den legalen und allen Gruppen gemeinsamen Mitteln des politischen Kampfes noch eine so vielgestaltige, von den Bolschewiken eingeführte Politik trieben. Die bulgarische Mitte wollte solche Privilegien von linken und rechten Extremen nicht dulden. Die Amnestie fand aber allseitiges Verständnis und brachte tatsächlich die Pazifizierung der Stadt- und Dorfkreise.

Diese beiden Gesetze brachten die politischen Parteien und die Regierung wieder einander näher, so daß sie gemeinsam versuchten, unsere Beziehungen zu Jugoslawien auf eine Grundlage zu stellen, die die gequälte mazedonische Bevölkerung und die ruhige Entwicklung der beiden brüderlichen Nachbarländer berücksichtigte.

Sie versuchten ferner, die schwebenden wirtschaftlichen und innenpolitischen Probleme zu klären. Die Regierung der Verschwörer, allerdings nunmehr ohne die Sozialisten und Nationalliberalen, erblickte die Lösung des Problems immer noch in der Verschmelzung der vier Parteien (Völkische, Progressisten, Demokraten und Radikale) zu einer gemeinsamen „Demokratischeski Sgovor“ (d. i. demokratische Eintracht), und forderte die neugewählten Volksvertreter auf, dazu Stellung zu nehmen. Damit erschütterte sie endgültig die alten Parteien. Die völkisch-progressive Gruppe ergoß übrigens zu ihrem eigenen Vorteil sich bedingungslos in die neue Regierungspartei. Sie blieb dadurch am Ruder und im Zentrum der neuen Kombination. Daß einige ihrer Mitglieder ohne Ministerposten blieben, konnte sie um so ruhiger hinnehmen, als sie auf diese Art schneller wieder in den Besitz ihrer von den Bauernbündlern geraubten Ländereien gelangte. Außerdem hatten ihre Leute in der Provinz überall angesehene, gewinn- und einflußreiche Stellungen eingenommen. So war die Kompensation eine doppelte.

Am schmerzlichsten war diese Operation für die Demokraten und für die Radikaldemokraten. Ein großer Teil ihrer Parlamentarier, auch sehr angesehene, gingen mit der Regierung, aber ihre Anhänger in der Provinz hielten sich zurück. Die Parteien verloren die Hälfte, um nicht zu sagen Dreiviertel ihrer hervorragenden Männer und ihre Organisationen sind nicht in die Reihen der neuen Partei eingetreten. Heute haben wir zwei demokratische Stäbe mit zwei politischen Organen, deren Chefs die beiden früheren Stützen der Demokratie sind, nämlich Malinoff, der die alte demokratische Fahne bewahrt hat, und Ljaptscheff, der zur Regierung übergang. Die radikaldemokratische Partei bewahrte ihre Organisationen und ihre Zeitung, doch verlor sie viele angesehene Persönlichkeiten. Heute wird inmitten der Provinzanhänger dieser beiden Parteien, sowie innerhalb ihrer nicht geringen Wahlklientel auf Leben

und Tod ein scharfer Kampf um die Selbständigkeit dieser Gruppen oder um ihre baldige und endgültige Verschmelzung in der neuen Partei geführt.

An Wählerschaft wird die Regierung sicherlich gewinnen, aber es wird ihr nicht gelingen, die demokratische und die radikale Partei zu vernichten, wenn sie auch für die erste Zeit die Werbekraft derselben vermindern dürfte. Die Kreistagswahlen vom 4. Mai brachten der Regierung schon Erfolge. Das Land ist übrigens gar nicht damit zufrieden, daß an der Spitze der Regierung noch immer Leute stehen, die nicht aus den Parteien hervorgegangen sind, und daß sich inmitten der Macht eine der konservativen Gruppen ohne soziales Empfinden, nämlich die völkisch-progressive Gruppe, selbstzufrieden eingenistet hat. Dieser Ballast ermutigt schwerlich zur Offensivität. Er hemmt und wird weiter die Erstarkung der bulgarischen konterrevolutionären Welle hemmen.

Die konservativen Strömungen innerhalb der Regierung haben den ersten Reformbestrebungen ein Ziel gesetzt, aber auch sie halten die erwähnten politischen Verhältnisse, die Möglichkeit einer starken Opposition der Sozialisten, Bauernbündler und Kommunisten, den Versuch eines heftigen „Kampfes gegen die Linke“ auf. Wir können daher sicher sein, daß die konterrevolutionäre Welle auch auf diesem Gebiet ihren höchsten Punkt erreicht hat.

Deshalb hat die Reaktion in Bulgarien noch nicht ihr Ende erreicht. In Ländern, in denen die einzelnen Klassen schwach und die Parteien zerrüttet sind, wie bei uns, kann die Regierungsgewalt durch die Mittel der Verwaltung mit Takt und Umsicht vieles erreichen. Und dann sind die sogenannten Volkselemente: Sozialisten, Bauernbündler und Kommunisten noch nicht bereit, Nachfolger der Regierung zu werden. Sie werden von einer tiefgreifenden Parteikrise heimgesucht, deren Ursache vor allem in den Erlebnissen der letzten Jahre wurzelt. Die neue Welt und die neuen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse nach dem Kriege erforderten und erfordern noch immer eine gründliche Revision der theoretischen, organisatorischen und politischen Apparate der Vorposten der vorwärts drängenden Menschen, das kleine besiegte Bulgarien macht in dieser Beziehung keine Ausnahme im allgemeinen europäischen Los. Wir sind im Beginn einer tiefgreifenden, gründlichen, umfassenden Umwandlung der modernen Völker. Jedes Raten über ihre Zukunft ist verfrüht. Unsere Hauptaufgabe ist, alles daran zu setzen, die Periode der Reaktion zu verkürzen und die Periode des sozialen und politischen Fortschrittes mit allen Kräften vorzubereiten.

Das Unrecht der Getreidezölle

Von Wilh. Nöllenburg

Die Nationalen wollen zur Macht gelangen, um möglichst schnell und sicher dem deutschen Konsumenten Getreidezölle zu diktieren. Wie unbillig und unberechtigt solche neue Blockadepolitik sein würde, dafür hier einige kennzeichnende Ziffern:

Durchschnittspreise für Weizen in den verschiedenen Ländern:

Ort	1905	1910	1913
Berlin	175	210	199
Magdeburg	161	203	192 (Importware)
München	191	221	212
Wien	168	219	208 (Importware)
Odessa	126	147	150

Ort	1905	1910	1913
Paris	191	213	226
Antwerpen	142	166	163
London	149	157	158
Chicago	148	159	138
Buenos Aires	122	155	151

Die Preise verstehen sich für tausend Kilo in Goldmark.

Die Länder mit Schutzzoll fordern von ihren Konsumenten den Weltmarktpreis zuzüglich Zoll zuzüglich Sondergewinn (Ausfuhrprämien usw.). Am ungünstigsten steht Deutschland da, hier werden die höchsten Preise für Getreide notiert.

Rund 30 Proz. der gesamten Zolleinnahmen entfielen auf den Getreidezoll. Auf den Kopf der Bevölkerung machte er 1910 M. 3,72, 1913 M. 4,03 aus, bei einer sechsköpfigen Arbeiterfamilie 5 Proz. des Durchschnittslohnes.

Bekanntlich hat von Getreidezöllen nur der Großgrundbesitz Vorteil, aber nur 1/2 Proz. aller landwirtschaftlichen Betriebe besaß mehr als 100 ha Land, er ging sogar ständig zurück (1895 25 000 Betriebe, 1907 23 000 Betriebe), dagegen besaß er 24 Proz. der landwirtschaftlichen Fläche.

Im Durchschnitt benutzt der Großgrundbesitz von seiner Fläche 60 Proz. zum Ackerbau, 9 Proz. zur Wiese (Viehzeitung) und 22 Proz. als Forstland. Der Mittel- und Kleinbauer verwandte 40 bis 55 Proz. als Ackerland und 15 bis 20 Proz. als Weide, dagegen bis zu 12 Proz. als Gartenland. Je größer der Besitz, um so stärker der Anteil des Ackerlandes, um so geringer der Anteil der Wiese.

Wo kann Deutschland sein Getreide herbeziehen?

Es stehen folgende Mengen Weizen zur Ausfuhr bereit (1. 1. 1924):

von Canada	98 Millionen dz	(dz = Doppelzentner)
Ver. Staaten	55 „ „	
Argentinien	53 „ „	
Australien	22 „ „	
Brit.-Indien	10 „ „	
Summa:	238 Millionen dz	

Der Verbrauch Deutschlands betrug an Weizen 1922 48 Millionen dz, die Ernte höchstens 30 Millionen dz, der Fehlbetrag also 18 Millionen dz.

Zum Vergleich sei angeführt:

Frankreich	Zuschußbedarf	7 Millionen dz
Großbritannien	„	35 „ „
Italien	„	12 „ „

Es sei erwähnt, daß der Weizenverbrauch in Frankreich gerade doppelt so groß ist, wie in Deutschland. Seinen Grund hat der geringere Weizenbedarf Deutschlands einmal in der Unterernährung, sowie in dem Ersatz des hochwertigen Weizens durch billigere Hackfrucht.

Es interessiert noch zum Schluß die Rentabilität der einzelnen Betriebe. Dieselbe richtet sich nach der Betriebsintensität und der Art der Produktion. Hierfür zwei Tabellen:

Rentabilität von nach Betriebsintensität geordneten Betriebsgruppen.

A	B	C	D	E
I	677,07 Mark	142,66 Mark	5,2 %	80 %
II	621,59 „	153,98 „	5,6 %	75 %
III	571,78 „	155,12 „	5,5 %	65 %
IV	528,75 „	152,85 „	5,8 %	70 %
V	495,91 „	141,53 „	4,5 %	65 %
VI	377,03 „	67,04 „	3,1 %	45 %

Unter Rubrum A sind die Intensitätsgruppen, unter B die Betriebskosten pro ha, unter C der Reinertrag pro ha (in Goldmark umgerechnet) angegeben. Rubrum D zeigt die Rentabilitätsziffern in Prozenten und E endlich gibt den Prozentsatz der Betriebe mit einer Rentabilität von über 4 Proz. an.

Betriebsaufwand und Rohertrag.

Bauart		1913/14	1914/15	1920/21	1921/22	Ueberschuß in %
						1921/1922
Getreide	B I		1,1	6,9	14,8	150
	R I		1,3	11,4	35,4	
Hackfrucht	B I		1,2	8,4	16,7	50
	R I		1,1	19,0	25,6	
Ackerbau	B I		1,1	7,1	15,5	100
	R I		1,2	13,2	30,8	
Milchvieh	B I		1,2	4,5	12,9	minus
	R I		1,2	2,8	5,1	
						60

B bedeutet Betriebsaufwand, R Rohertrag.

Diese Tabelle zeigt deutlich, daß beim Getreidebau das Verhältnis zwischen Betriebsaufwand und Rohertrag am günstigsten ist, dagegen bei der Milchwirtschaft am ungünstigsten. Wie man unter diesen Umständen noch eine künstliche Erhöhung des Getreidepreises fordern kann, also den Rohertrag noch mehr steigern, auf der andern Seite aber, bei der Milchwirtschaft, den Betriebsaufwand noch erhöhen möchte (die Milchwirtschaft ist eine der Hauptabnehmerin des Getreide- und Hackfruchtbaues [Stroh, Rüben]), ist einfach unverständlich. Den Schaden von einer Erhöhung der Getreidepreise trägt also der Kleinbauer mit seiner Milchwirtschaft und — das städtische Rindvieh (zweibeinig) durch erhöhte Brotpreise.

Hannibal, Ludendorff, Cato und Poincaré*)

Von H. G. Wells

Haß ist eine der Leidenschaften, die ein Leben völlig beherrschen können; es gibt eine Art Temperament, die sehr zu ihm hinneigt und immer bereit ist, im Leben etwas wie ein Rachedrama zu erblicken und in schrecklicher Betätigung von „Gerechtigkeit“ und Rache Anreiz und Befriedigung zu finden. Die Angst und die Eifersucht der ersten Menschen in den Erdhöhlen treiben heute noch in unserm geistigen Leben ihre dunklen Blüten. Kaum vierhundert Generationen trennen uns von der alten Steinzeit. Diese Veranlagung zum Haß kommt, wie ganz Europa erfahren hat, letzten Endes in großen Kriegen zum Ausdruck. Die Habsucht, der Stolz und die Grausamkeit, die der erste punische Krieg entfesselt hatte, trugen reiche Früchte in der Manie des Fremdenhasses. Auf Seiten Carthagos war die hervorstechendste Persönlichkeit der große Feldherr und Organisator Hamilcar Barca, der es darauf abgesehen hatte, Rom einzukreisen und niederzuwerfen. Er war der Schwiegervater Hasdrubals und der Vater des Knaben Hannibal, der der gefürchtetste Feind des römischen Senats werden sollte. Am nötigsten war für Carthago offenbar die Wiederherstellung seiner Flotte und seiner Seeherrschaft. Das aber konnte Hamilcar scheinbar nicht erreichen. So entschloß er sich, Spanien als Basis für einen Landangriff auf Italien einzurichten. Im Jahre 236 v. Chr. begab er sich als Gouverneur nach Spanien, und Hannibal erzählte später, daß sein Vater ihn

*) Aus den im Verlag für Sozialwissenschaft erscheinenden „Grundlinien der Weltgeschichte“.

damals — er war erst ein Knabe von elf Jahren — der römischen Macht Todfeindschaft schwören ließ.

Für diese ungesunde Einstellung aller Fähigkeiten und des Daseins überhaupt auf den Haß ist die Familie Barca nur ein Beispiel; die Not und das Gefühl der Unsicherheit hatten während jenes großen Kampfes bei vielen Menschen eine engherzige und verbitterte Lebensauffassung hervorgerufen. Ein Vierteljahrhundert Krieg hatte die ganze westliche Welt elend und roh gemacht. Zur Zeit, als der elfjährige Hannibal sein Gelübde ewigen Hasses ablegte, gab es in einem Landhaus zu Tusculum einen vermutlich wenig liebenswerten Knaben, Marcus Portius Cato mit Namen. Während eines langen Lebens von fünfundachtzig Jahren scheint er gänzlich von Haß gegen alles menschliche Glück, ausgenommen sein eigenes, erfüllt gewesen zu sein. Er war ein guter Soldat und legte eine erfolgreiche politische Laufbahn zurück. Er hatte ein Kommando in Spanien inne und tat sich durch seine Grausamkeiten hervor. Er gefiel sich in der Rolle eines Vorkämpfers für Religion und öffentliche Moral. Unter diesem bequemen Deckmantel kämpfte er Zeit seines Lebens gegen alles an, was jung, gefällig und anmutig war. Was immer seine Eifersucht erweckte, erregte seine moralische Mißbilligung. Besonders energisch war er in der Unterstützung und Anwendung aller Gesetze, die Kleidungsvorschriften enthielten oder sich gegen den Schmuck der Frauen, gegen Vergnügungen und freie Reden wendeten. Er hatte das Glück, Zensor zu werden und nützte diese Machtstellung skrupellos aus: manche seiner politischen Gegner richtete er dadurch zugrunde, daß er Familienskandale an die Öffentlichkeit brachte. Er ließ Manlius aus dem Senat ausstoßen, nur weil dieser seine eigene Frau bei Tageslicht und vor seiner Tochter geküßt hatte. Er war ein Feind der griechischen Literatur, obwohl sie ihm bis in sein spätes Alter gänzlich unbekannt war. Dann las er Demosthenes und bewunderte ihn. Er schrieb lateinisch über die Landwirtschaft und über die alten verschwundenen Tugenden der Römer. Seine Schriften werfen ein Licht auf seine Sinnesart. Einer seiner Grundsätze war, daß ein Sklave, der nicht schläft, arbeiten sollte; ein anderer, daß alte Ochsen und Sklaven verkauft werden müßten. Er ließ sein Kriegspferd, das ihn in allen spanischen Feldzügen getragen hatte, bei seiner Heimkehr nach Italien zurück, um Geld zu ersparen. Er haßte die Gärten anderer Leute und ließ die Wasserleitungen für die Gärten in Rom absperren. Wenn er eine Gesellschaft abgehalten hatte und das Essen vorüber war, ging er hinaus, um nachlässige Diener mit einer Lederpeitsche zu strafen. Er bewunderte seine eigenen Tugenden ganz außerordentlich und betonte sie immer wieder in seinen Schriften. In der Schilderung einer Schlacht bei den Thermopylen gegen Antiochus den Großen sagt er mit Bezug auf sich: „Wer ihn damals auf die Feinde hätte einhauen und ihnen nachsetzen sehen, hätte auch geäußert, daß Cato dem Volke lange nicht soviel wie das Volk dem Cato schuldig wäre.“ Im Alter wurde Cato ein Lüstling. Er unterhielt ein Verhältnis mit einer Sklavin, und als sein Sohn sich gegen diesen Mißstand in ihrem gemeinsamen Haushalt auflehnte, heiratete Cato eine junge Frau, die Tochter seines Sekretärs, die seinen Antrag nicht abschlagen konnte. (Was aus der Sklavenfrau wurde, wissen wir nicht; wahrscheinlich hat er sie verkauft.) Dieses Muster aller altrömischen Tugenden starb, geehrt und gefürchtet, in hohem Alter. Das letzte, was er tat, war, den dritten punischen Krieg zu betreiben und auf die Zerstörung Carthagos hinzuwirken. Er war als Unterhändler nach Carthago geschickt worden, um Zwistigkeiten zwischen Carthago und Numidien zu schlichten, und wurde von Entsetzen und Grauen erfaßt, als er dort Ansätze zu einem gedeihlichen und glücklichen Dasein fand.

Seit diesem Besuch schloß Cato jede Rede im Senat krächzend mit den Worten „Delenda est Carthago“ (Carthago muß zerstört werden).

Dies war der Mann, der in Rom während der punischen Kriege die führende Rolle spielte. Dies war der Gegner Hannibals und der carthagischen „Revanche“-Idee. Er und Hannibal geben uns ein Bild von dem damaligen Zeitgeist.

Die zwei großen westlichen Mächte, Rom vielleicht noch mehr als Carthago, lagen infolge des unheilvollen ersten punischen Krieges geistig und moralisch darnieder. Die dunklen Mächte des Lebens hatten die Oberhand. Die Geschichte des zweiten und dritten punischen Krieges (219 bis 201 v. Chr. und 149 bis 146 v. Chr.) ist sicherlich nicht die Geschichte geistig gesunder Völker. Es ist Unsinn, wenn die Geschichtsschreiber von politischen Instinkten der Römer oder Carthager sprechen. Ganz andere Triebe waren in Tätigkeit. Die blutunterlaufenen Augen unserer Urahnen, der Affen, blickten wieder aus den Menschen. Es war eine Zeit, in der vernünftige Männer niedergebrüllt oder ermordet wurden. Der wahre Geist der Zeit offenbart sich in der gierigen Betrachtung der zuckenden Eingeweide der Menschenopfer, die in Rom zur Zeit der Panik vor der Schlacht bei Telamon dargebracht wurden. Die ganze westliche Welt war von menschenmordendem Wahnsinn verüstert. Zwei große Völker, beide höchst bedeutsam für die Entwicklung der Welt, fielen übereinander her. Und schließlich gelang es Rom, Carthago hinzumorden.

Der Leidensweg eines Dichters

Von Theodor Fontane

(Nachdruck verboten.)

In dem Nachlaß von Theodor Fontane fand sich ein Aufsatz über den englischen Dichter John Crilchley Prince, der hier zum ersten Male veröffentlicht wird. Man könnte Prince den ersten Arbeiterdichter nennen. Es ist bemerkenswert, wie der junge Fontane, der in den Jahren 1854/57 sich in England aufhielt und während dieser Zeit auch diesen Aufsatz geschrieben hat, sich nicht nur in die Seele des Sängers der Armut, sich vielmehr auch in dessen soziale Umwelt, in die Atmosphäre des frühen englischen Proletariats einzuleben vermochte.

John Crilchley Prince ist aus Wigan in Lancashire gebürtig, wo er am 21. Juni 1808 das Licht der Welt erblickte. Sein Vater war ein Spulmacher. Mit Kindern gesegnet, und ein Geschäft betreibend, dessen Ertrag stets zweifelhaft war, konnte er seinen Sohn — den Gegenstand unserer biographischen Skizze — nicht in die Schule schicken. Seine Mutter jedoch, eine geschickte und arbeitsame Frau, gab ihren Kindern das beste Beispiel, und — Unterricht, so gut sie konnte. Ihrer mütterlichen Sorgfalt verdankt der jugendliche Dichter manche richtige Lebensansicht. Durch Armut verhindert, ihn tagtäglich die Schule besuchen zu lassen, wußte sie ihm diesen Segen in der Sonntagsschule eines benachbarten Kirchsprengels zu verschaffen, wo er, freilich nur unvollkommen, lesen und schreiben lernte. Der ihm innewohnende Trieb nach Forschung befähigte ihn jedoch, mit so unbedeutenden Mitteln Außerordentliches zu erzielen, indem er Gelegenheit nahm, aus Büchern sich selbst zu unterrichten. Kaum befähigt, einige Zeilen zu lesen, benutzte er jeden Augenblick, um sich durch Uebung zu vervollkommen, und studierte jedes Buch, dessen er habhaft werden konnte.

Erst neun Jahre alt, ward er schon bestimmt, des Vaters Handwerk zu erlernen, und gezwungen, tagtäglich vierzehn bis sechzehn Stunden mit so langweiliger Beschäftigung zuzubringen. Alles, was seine Lernbegierde verriet, suchte sein Vater zu unterdrücken, und strafte ihn —

wenn er den brennenden Durst seiner Seele löschend, über den Büchern ertappt wurde; wenn er der trostlosen Arbeit auf Augenblicke enteilt, um diesem verbotenen Streben sich zuzuwenden. Kaum unterliegt es einem Zweifel, daß so traurige Verhältnisse die volle Entwicklung seines Dichter-Genius gehindert haben, der — tiefbegründet in seiner Natur — weder durch Not und Elend, noch durch körperliche Züchtigung vollends zu ertöten war. Ein Philosoph, ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens, befähigt, unsere Handlungen zu zergliedern, und auf ihre Ursachen zurückzuführen, würde vielleicht beweisen können, daß jene heiße Liebe zur Freiheit, die unseres Dichters Schöpfungen so schön charakterisiert, sich gerade durch die harte Behandlung, deren er selbst in früher Jugend preisgegeben war, um so herrlicher entwickelte, und daß seine glühende Liebe zur Natur, welche aus seinen Liedern atmet, durch den Kontrast gesteigert wurde, der zwischen dem heiteren, fröhlichen Leben der Wildnis und Waldbewohner, der Schönheit und dem Einklang der Bäume, Blüten und Ströme, — und der in nichts erleichterten, durch nichts unterbrochenen Mühsal seines Gewerbes obwaltete, das ihn an das armselige Zimmer fesselt, „wo der bleiche Weber die ungesunde Arbeit betreibt“.

Doch alle Widerwärtigkeiten um ihn her waren nicht imstande, den hohen Flug seiner Seele zurückzuhalten, der innere Drang war da, und ihm mußte genügt werden. Wenn sich die Familie zur Ruhe begeben hatte, verließ der junge Prince mitternachts, zur Stunde der Gespenster, sein Bett, und still-behutsam die Treppe hinunterschleichend, schwelgte er beim matten Licht des erlöschenden Feuers in den Zaubereien des Robinson Crusoe, ergriff ihn die schreckens- und geheimnisvolle Größe von „Anna Radcliffe“. Das angeborene Trachten seines Herzens ward durch das Wildromantische dieser Erzählungen reichlich genährt.

Not und Elend veranlaßten seinen Vater, 1821 aus Wigan fortzugehen und in Manchester Beschäftigung zu suchen, wobei ihn unser dreizehnjähriger junger Freund begleitete. Nach einiger Zeit erhielten sie Arbeit, und zwar in der ausgezeichneten Maschinenbauerei der Herren Sharp und Roberts zu Manchester. Hier verweilten sie nicht lange, zogen nach Stockport, kehrten aber baldigst nach Manchester zurück.

Um diese Zeit kam dem jungen Prince zum erstenmal ein Exemplar der Byronschen Werke zu Händen, die er, hingerissen, mit wahrer Leidenschaft las. Jetzt hatte seine Seele ihre eigentlichste Nahrung gefunden; die Lieder des großen Dichters berührten eine verwandte Saite in der Brust des ungekannten, niedrigen Knaben, der von diesem Augenblick an im Tempel der Musen heimisch wurde. Seinen Hang zu befestigen, lernte er um diese Zeit einen alten, deutschen Invaliden kennen, der bei Waterloo verwundet worden war, und schloß ein Freundschaftsbündnis mit ihm. Dieser hatte viel von der Welt gesehen und war außerdem gesellig und gut unterrichtet, er wußte die glühende Begeisterung seines jungen Gefährten durch wilde und geheimnisvolle Sagen seiner Heimat noch zu steigern.

Geldmangel zwang den Vater unseres jungen Freundes wieder einmal Manchester zu verlassen; zu Hyde, einem acht Meilen davon entfernten Dorfe, schlug er seine Wohnung auf. Hier schleppte sich der junge Prince auf elendige Weise durchs Leben. In der Hoffnung, am eignen Herde werde es ihm besser ergehen, verheiratete er sich zum Schluß des Jahres 1826 oder zu Anfang des folgenden mit einer netten, liebenswürdigen Jungfrau seines Standes. Er war damals nicht volle neunzehn Jahre alt. Da er zu dieser Zeit die für sein Handwerk erforderliche Geschicklichkeit noch nicht erworben hatte, sah er sich genötigt, auch fürder bei seinem Vater zu arbeiten. Unter diesen Umständen war

sein Verdienst außerordentlich klein, und als Familie kam, reichten die vereinten Anstrengungen beider Eltern kaum aus, die nötigsten Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen.

So ging's kümmerlich fort bis 1830, wo die Nachricht, daß man in Frankreich englischer Arbeiter benötigte, seine Hoffnung belebte. Er beschloß, nach St. Quentin, in der Picardie, zu reisen, und überließ es seinem Weibe, sich und ihre drei Kinder so lange zu erhalten, bis er Beschäftigung und gebührenden Lohn gefunden haben würde. Als er nach London kam, hörte er von der Juli-Revolution und der Flucht Karls X. Die damit verbundene notwendige Stockung in den Fabriken nicht erwägend, beschloß er — „da er einmal so weit gekommen sei“ — auf gut Glück auch weiter zu ziehen. In Calais angelangt, mußte er daselbst einige Tage verweilen, bis die Nachricht eintraf, Louis Philipp wäre zum König der Franzosen ernannt worden. Dann reiste Prince nach St. Quentin. Hier traf ihn das Mißgeschick hart; die Revolution hatte das rege Treiben gelähmt, die Geschäfte standen still, und es gab keine Arbeit. Was sollte er tun? Heimkehren mit vereitelten Hoffnungen und verlorenem Geld, — oder weiterziehen, um Mülhausen am Oberrhein, den großen Sitz der Fabriken, zu erreichen?! Er wählte das letztere, und nahm seinen Weg über Paris. Hier verweilte er acht Tage, während welcher Zeit er die Theater, Notre Dame, den Père la Chaise, das Palais-royal, den Luxembourg, die Tuilleries und die Galerie des Louvre besuchte, die Säule auf dem Place Vendôme erstieg und andere Herrlichkeiten der französischen Metropole in Augenschein nahm, bis er durch das Schwinden seiner Zehrpennige, deren von Anfang an nicht viele gewesen waren, zur Fortsetzung der Reise gemahnt, seinen Bestimmungs-ort, durch die Champagne pilgernd, entgegenzog.

Bei seiner Ankunft in Mülhausen fand er den Stand der Geschäfte um wenig besser als zu St. Quentin. Viele Fabriken waren geschlossen, und das Volk in großer Not. Seine Mittel waren vollständig erschöpft. In einem fremden Lande, der Sprache nicht mächtig, mit Ausnahme der wenigen Worte, die er unterwegs aufgelesen hatte, war er in der Tat verloren. Ohne Geld zur Rückkehr, und eine Wiederbelebung der Geschäfte hoffend, blieb er hier in einem Zustande stets wachsenden Elends; mehr als einmal zwei volle Tage ohne Nahrung.

Fruchtlos blieb sein Hoffen, die Sehnsucht nach Weib und Kind, tagtäglich wachsend, ward unerträglich, da beschloß er denn schließlich, die Heimreise Hunderte von Meilen weit, durch ein fremdes Land, ohne Geld und ohne Führer zu wagen. Im strengsten Winter, Januar 1831, verließ er mit einem schlecht verproviantierten Ranzen auf dem Rücken und zehn Sous in der Tasche Mülhausen und eilte mit einem Herzen, leicht wie seine Barschaft, Hyde in Lancashire entgegen. Not und Elend hatte das Feuer seiner Seele nicht gelöscht; seine poetische Begeisterung, in wie schwierige Lage sie einerseits ihn bringen mochte, diente andererseits dazu, ihm unter allen Wirren den guten Mut zu bewahren.

Einige Tage zog er die herrlichen und romantischen Ufer des Rheins entlang, betrachtete die Burgruinen, besuchte jeden am Wege liegenden Ort, an dem sich eine Sage knüpfte, und brach oft in die Worte seines Lieblingsdichters Godsmith aus: „Die Schöpfung erbte ich — ja, die Welt ist mein!“ In Straßburg bewunderte er das herrliche Münster, und berührte Nancy, Verdun, Reims, Lunéville, Chalons sowie fast alle bedeutenden Städte, die in der Nähe seiner Reiseroute lagen, bis er Calais wiederum erreichte. Hier empfing er vom englischen Konsul Geld zur Ueberfahrt, und setzte bald den Fuß auf heimatliche Erde.

Während seiner beschwerlichen Reise unterstützten ihn in der Fremde lebende Engländer, denen er auf seinem Wege begegnete. In vier ver-

schiedenen Armenhäusern blieb er zu Nacht, aber nie lag er auf freiem Felde, wie später in seinem Vaterlande. Gleich die erste Nacht nach seiner Rückkehr in dasselbe bat er um Schutz und Nahrung in einem Arbeitshause zu Kent und ward in eine Dachkammer geschleppt, wo bereits zwölf andere — acht Mann und vier Weiber, meist Irländer — und zwar Krüppel, Lahme und Blinde einquartiert waren. Einige lagen im heftigsten Fieber und lechzten — halb rasend — nach einem Trunk, der ihnen versagt blieb, denn die Tür war verschlossen und alles draußen blieb taub bei ihrem Schreien, wie die nackten Wände innerhalb. Müde und matt legte er sich auf den einzig leeren Fleck inmitten so vielen Elends nieder, und berührte eine alte Frau mit dem Rücken, die, wie es schien, im Sterben lag. Schlafen konnte er nicht vor Stöhnen der Unglücklichen um ihn her, freudig begrüßte er den ersten Strahl des Morgens, der durch die Ritzen in dies Gemach voll Not und Hunger drang, und als der Schließer kam, ihn herauszulassen, war sein Schlafkamerad gestorben.

Erlöst aus diesem Lazarushause zog er — keinen Pfennig in der Tasche, kein Schuhwerk auf den Füßen, London zu, bei Tage bettelnd, nachts auf freiem Felde liegend. Als er London erreichte, hatte er während des ganzen Tages noch nichts gegessen. Die schrecklichen — ihm nur allzu bekannt gewordenen Qualen des Hungers zu stillen, ging er auf den Trödelmarkt, zog seine Weste aus und verkaufte sie für acht Pence. Hiervon bezahlte er ein Dreierbrot, um vorerst seinen Hunger zu befriedigen, kaufte sich ferner um vier Penny Schreibpapier, ging darauf in ein Wirtshaus und bei einem Krüge Porter, den er sich gefordert, schrieb er so viel seiner eigenen Gedichte nieder, als sein Papier fassen konnte, und zwar inmitten des Lärmens und Geschreis einer Menge Kohlen-schiffer und anderer Gäste.

Hiermit fertig, ging er zu verschiedenen Buchhändlern, in der Hoffnung, für ein oder zwei Schilling sein Manuskript zu verkaufen; aber er hoffte umsonst. Die Erscheinung sowohl wie das Benehmen des verhungerten Dichters sprach diesen Geschäftsmenschen gegenüber nicht zu seinen Gunsten; er fand keinen Käufer, kein Mitgefühl für sein Leiden.

Zwei Tage blieb er in London; bei Tage — ohne Speise und Trank die prächtigen, goldgespeicherten Straßen kreuz und quer durchziehend, nachts in Torwegen auf kaltem Stein ruhend, oder an der Türschwelle des Reichen. Am dritten Tage schied er voller Verzweiflung aus der Hauptstadt seines Vaterlandes, wo er sich verlassen fühlte, wo man weniger für ihn sorgte als in fremden Landen, und wandte sich weiter heimwärts, nachdem er zuvor vom Oberaufseher des „lustigen Islington“ (gegen den er, vom Hunger dazu gezwungen, heftig wurde, als er ihm Beistand versagte) seiner Unverschämtheit halber auf die Straße geworfen und dem Verhungern preisgegeben war. Seine jugendkräftige, ungeschwächte Natur bewahrte ihn vor allem, dem ein minder gesunder Körper, ein weniger leichter Sinn erlegen wäre.

Unermüdlich ausharrend, erreichte er endlich Hyde, nachdem er zuvor in Scheuern und Stockhäusern, in elenden Kneipen und unter Heuschobern mit Bänkelsängern, Zündhölzchenkrämern und Bettlern geschlafen hatte, den Ausspruch Shakespeares „daß uns das Elend mit sonderbaren Bettgenossen bekannt mache“ verwirklichend. Auf seinem Wege von London mahlte er Korn zu Birmingham, sang Balladen zu Leicester, schlief unter den Bäumen des Sherwood-Forestes bei Nottingham, ward ins Stockhaus zu Derby einquartiert, biwakierte in einer Vogtei zu Bakewell in Derbyshire, und erreichte endlich Hyde, das — weh ihm! — nicht fürder seine Heimat war.

Während die Armut so viel des Leides über ihn brachte, gerade als er ausgezogen war, bessere Mittel zur Erhaltung der Seinen zu finden,

hatte Not und Elend auch sein Weib und seine Kinder heimgesucht. Unfähig, durch ihrer Hände Arbeit die Kleinen zu ernähren, war sie um die Hilfe des Kirchsprengels eingekommen, und infolgedessen nach Wigan ins Armenhaus gebracht worden. Nur eine Nacht gönnte Prince sich Ruhe, eilte dann in jene Stadt, und brachte die Seinen nach Manchester zurück, wo er, ohne Nahrung und Kleidung oder irgendein erforderliches Hausgerät — eine Dachkammer mietete. Auf einem Bündel Stroh lag die bedauernswerte Familie, Vater, Mutter und drei Kinder, monatelang.

(Fortsetzung folgt.)

Thüringer Reise

Von Bruno Schönlanke

I.

In den thüringischen Bergen hatte sich die deutsche Kleinstaaterei in Reinkultur erhalten. Wenn Heinrich Heine seinen Tannhäuser auf dem Sankt Gotthard Deutschland schnarchen hören läßt unter der Hut von 36 Monarchen, so hatte er eine schöne Reihe an den thüringischen Potentaten und Potentätchen abzuzählen. Das große Hannover ging unterdessen den üblichen Weg in den preußischen Magen, aber das halbe Fürstentum Bückeburg hätte dem Spötter Heine ebenso wie so viele thüringische Ländchen weiter an den Stiefeln kleben bleiben können. In Thüringen regierten und residierten unentwegt weiter die vielen Landesväter, vom Großherzog angefangen bis zum Fürsten von Greiz-Schleiz-Lobenstein. Die Größe von manchem dieser Gebiete gibt am besten ein Thüringer Verslein wieder, das letztgenanntes Fürstentum also ansingt:

Greiz-Schleiz-Lobenstein
Ist ein Fürstentum, so klein:
Fällt ein Faß Petroleum um,
Stinkt das ganze Fürstentum.

Die Revolution pustete die Fürsten hinweg, aber die einzelnen Landesregierungen blieben noch lange, bis endlich sich der Staat Thüringen bildete, der all die Länder bis auf Koburg zusammenfaßte, das sich Bayern anschloß. Es sind aber immer noch kuriose Grenzen. Preußen gehört ein gut Teil des Landes und selbst mitten im schönsten Thüringen hat es seine Enklaven- und Gebietsteile. Selbst den Inselsberg müssen sich die früheren Gothaer mit den Preußen teilen.

Es hieß der geschichtlichen Wahrheit Gewalt antun, wollte man verkennen, daß die vielen kleinen Residenzen neben allerhand unnützem Mummenschanz und Firlefanzerien nicht doch dem Lande ein ganz eigenes Gepräge gegeben haben. Die Zentralisation der kleinen Länder in womöglich zwei Residenzen hatte einen um so größeren künstlerischen Ehrgeiz zur Folge, als mit viel Militär wahrlich nicht aufzuwarten war. Weimar, Meiningen, Jena, Gotha, Eisenach, die früher freie Reichsstadt Mühlhausen, Erfurt, Gera, diese Städtenamen strahlen eine solche Fülle vom Glanz großer Menschen aus, als wäre ein Teil der neutestamentarischen Verheißung auch über sie ausgegossen, daß sie mitnichten die kleinsten unter den Städten wären. Der knorrige und doch so zarte Sprachriese Luther, der revolutionäre, wiedertäuferische Geist Thomas Münzer, der gewaltige Musikgeist der thüringischen Familie Bach, der skurrile Humor Jean Pauls, die Herder, Wieland, der weimarische Minister und umfassende Weltgeist Goethe, der so viel zitierte, aber jetzt leider zu wenig gelesene, der feurige Pathetiker Schiller, von den Neueren Nietzsche, Namen über Namen, die mit den einzelnen thüringi-

schen Städten unlösbar verbunden sind. Die meisten Namen freilich saugt das idyllische Weimar, die Landeshauptstadt des neuen Staates Thüringen, ein. Wer des öfteren dort war, wer die nach Goethe und Schiller schnuppernden Pensions-Backfische gesehen, die ihren höchsten Begeisterungsgrad im Genuß von Schillerlocken erreichen, wer eine dürre englische Miß im Goethischen Gartenhaus mit „very nice“ herumspuken sah, wem fast überall diese ungeistige Neugierde statt einer wirklichen Weihe begegnete, der fährt wie ich daran vorbei, auf die Gefahr hin, nicht dem Dichter Dinter von der Sünde wider das Blut begegnet zu sein. Der läßt es sich genug sein, zu wissen, daß jetzt dort das Land Thüringen schön rechts regiert wird, und daß alles wieder eingerissen wird, was auf dem Gebiet Schulreform und der Gemeindepolitik von links aufgebaut worden war.

Wer eine Rucksackreise, verbunden mit Hochzeitsreise macht, der soll sich vorher erst alles fein durchprüfen. Zu enge Buxen schaden der Bewegung. Wer viel Geld hat, kann sich eine schöne neue Hose kaufen, wer wenig hat, muß mit einer Schlosserhose, für drei Mark und fünfzig Pfennige, wie ich sie in Gotha fand, zufrieden sein. Gesegnet seist du Gotha, ich habe dich seit dem Märzgeneralstreik 1919 nicht wieder gesehen. Erfurt spricht etwas mehr mit dem Munde, doch du hast eine wahrhaft revolutionäre Arbeiterklasse. Und du machst doch einen so vornehmen und gepflegten Eindruck, wenn man vom Bahnhof kommt. Eine lange, lange Straße bis zur Altstadt, links und rechts Vorgärten und dahinter vornehme Villen und etwas gar zu stolze Versicherungsgebäude, die dich daran mahnen, daß du bis jetzt weder gegen den Tod noch das Feuer dich versichert hast. Und du entsinnst dich, hier war die erste deutsche Feuerbestattung. Es hat lange gedauert, gut Ding will Weile haben, bis sich dieser Gedanke gegen die Mucker durchsetzte.

Dein altes, massiges Schloß, der Friedenstein, war süß umduftet von späten Steinlinden. Auf einer Bank, in der Nähe der Orangerie, ließ es sich gut sitzen, nachdem man einem alten Original den Weg bis zur Terrasse herausgequetscht hatte. Der saß da breit wie ein westfälischer Dorfschulze und wägte jedes seiner Worte wie auf der Goldwage. Wie schön war der Blick von der Terrasse auf das alte Rathaus. Die Wasserkünste freilich sprudelten nicht. Dafür sah ich das erste Mal echte thüringische Landespolizei mit allerlei Sternchen auf dem Helm, so daß sie einem harmlosen Gemüt wie Himmelsboten vorkommen müssen.

Gute Menschen sind diese Gothaer. Obwohl man sich als Preuße zu erkennen gibt, geben sie einem doch allzu gern das schöne Thüringer Landesgeld. Von einer Mark trägt jeder seinen wertbeständigen Bankschein in der Tasche. Und wenn einer alt genug wird, kann er dabei erklecklich verdienen. Diese Scheine sind kleine Heckscheine und werfen pro Mark 5 Proz. Zinsen ab. Ab Herbst 1924 kommen die ersten Zinsen heraus, oder vielmehr sollte meine Mark fünf Pfennig mehr gelten. Da ich nicht bis zum Herbst bleiben wollte, konnte ich nicht den Mehrwert in meinen Taschen rauschen hören und blieb bei der Rentenmark. Und ich tat gut daran, denn im Preußischen scheinen die Metzger und Bäcker ihr Geld mit höheren Zinsen arbeiten zu lassen, denn zwei thüringische Markscheine waren nur mit Ueberredungskünsten an den Mann zu bringen. Trotzdem, es ist ein schönes Ding für den Landesthüringer und sehr erbaulich, daß so der Aermste unter ihnen zum Geschlecht der Zinsleinpicker, wie Gottfried Keller die Zinsempfänger nennt, gehört.

Wer Gotha nur durch seine herrlichen Anlagen, seine breiten gepflegten Straßen, seinen Ring, kennt, wem es nur als Sitz großer Versicherungen und des weltbekanntesten Perthesschen geographischen Instituts Klang hat, der wird sich bei einer immerhin doch mehr klein-

bürgerlich eingestellten, entsprechend großen Angestelltenschaft fragen, wieso Gotha eine so revolutionäre Arbeiterschaft hat. Nun, es gibt hier wie überall zwei Seiten der Medaille, sehr dürftige armselige Wohnungen in der Altstadt und große Industrien, unter denen die Waggonfabrik mit eine Hauptrolle spielt. Und dann sind die Berge nicht weit, nicht allzuweit Suhl, Zella-Mehlis, deren umliegende Bergdörfer, wo ein waffenkundiges und trotziges Büchsenmachergeschlecht lebt. Es wäre interessant, einmal den verschiedenen Quellen dieses mehr individuellen Radikalismus nachzugehen, im Gegensatz zu Halle a. S. mit Umgebung, dessen Proletariat durch die ungeheure Industrialisierung in mehr als amerikanischem Tempo — Braunkohlenggebiet, Leunawerk, Golpa — mehr den Massenradikalismus eines starken Machtbewußtseins hat.

WIRTSCHAFTLICHER RUNDBLICK

Die Preissenkungsaktion der Regierung und ihre Wirkungen

Steuern, Frachten und andere Ermäßigungen Die Erfüllung der Londoner Verpflichtungen setzt einen reibungslosen Gang der Wirtschaftsmaschinerie voraus. Trotz der zehmonatigen Stabilisierungsperiode sind die Schlacken der Kriegs- und Inflationszeit noch keineswegs beseitigt. Noch immer bewegt sich die Preisgestaltung der industriellen Produkte in einer nicht tragbaren Höhe. Die Erkenntnis, daß Deutschland zu einem der billigsten Länder werden muß, wenn es den notwendigen Riesenexport leisten soll, ist noch lange nicht in alle Kreise gedrungen. Um der Bewegung zur Herabsetzung der Preise einen neuen Impuls zu verleihen, entschloß sich die deutsche Regierung vor einigen Tagen, eine Verbilligungsaktion in die Wege zu leiten. Diese bestand in folgenden Maßnahmen: Die Umsatzsteuer wird ab 1. Oktober von 2½ auf 2 Proz. ermäßigt. Im Kapitalverkehrssteuergesetz werden die Gesellschaftsteuer und die Wertpapiersteuer wie folgt ermäßigt: Die Gesellschaftsteuer gemäß § 11 Abs. 1 (Ausgabe von Gesellschaftsanteilen) von 7½ auf 5 Proz.; gemäß § 12 (Fusionssteuer) von 4 auf 2½ Proz.; gemäß § 13 (Sanierungs usw.) von 3 auf 2 Proz. Die Wertpapiersteuer soll bei Industrieobligationen von 4 auf 3 Proz., bei Aktien usw. von 7½ auf 5 Proz. ermäßigt werden. Die Eisenbahnfrachten erfahren eine Ermäßigung von 5—10 Proz. Bei der Reichspost tritt eine Herabsetzung der Gebühren im Telegraphen- und Telephonwesen und bei der Geldversendung ein. Analog diesen Maßnahmen war die Regierung bemüht, bei dem wichtigsten Rohstoff, der Kohle, eine Ermäßigung der Preise eintreten zu lassen. Für die Steinkohlenreviere Oberschlesien, Niederschlesien und Sachsen beträgt die Preisreduktion 10 Proz., für die Ruhrkohle soll ein ähnlicher Satz in den nächsten Tagen beschlossen werden. Die Preisermäßigung der Kohle, Frachten und der Herabsetzung der Umsatzsteuer wird eine allgemeine Senkung der Warenpreise im Ausmaß von 10 Proz. im Gefolge haben, wenn — das ist die große Frage — Produzenten und Händler dem nicht entgegenarbeiten oder durch höhere Profite ihrerseits die ganze Aktion unwirksam machen.

Die Maßnahmen der Reichsbank Parallel mit der Reichsregierung hat das Reichsbankdirektorium Maßnahmen ergriffen, um auf die hohen Zinssätze zu drücken. Die eingeleiteten Maßregeln der Reichsbank bestehen in folgendem: Das seit dem 7. April bestehende Diskontierungs-Gesamtkontingent wird für Zwecke der

Produktionssteigerung um 10 Proz. erhöht. Für reine Warenwechsel wird die zulässige Laufzeit von Wechseln bei der Reichsbank wieder auf drei Monate ausgedehnt. Die Reichsbank wird fortan wieder Bankakzepte diskontieren. Bei den Bankenvereinigungen wird von der Reichsbank die Herabsetzung der Zinssätze beantragt, damit der geldbedürftigen Industrie, soweit sie für den Export arbeitet oder sonst wichtige Produkte herstellt, sowie dem Großhandel genügend Kapital zu tragbaren Zinssätzen zur Verfügung steht. Die Reichsbank hat durch vorstehende Erleichterungen einen wichtigen Schritt getan, um das Kreditproblem normalen Zuständen entgegenzuführen. Die Herabsetzung des offiziellen Reichsbankdiskonts, die aus Kreisen der Wirtschaft und der Banken angeregt wurde, glaubte die Reichsbank vorläufig noch nicht gewähren zu können. Dafür trat eine Ermäßigung des Diskonts der Golddiskontbank von 10 auf 8 Proz. ein. Die Golddiskontbank wurde bekanntlich geschaffen, um der deutschen Wirtschaft, soweit sie solche benötigt, ausländische Kredite zur Verfügung zu stellen. Es ist charakteristisch, daß die durch dieses Institut vermittelten Kredite nicht in vollem Maße in Anspruch genommen worden sind. Nur 250 Millionen Goldmark wurden abgehoben, so daß noch nicht einmal die Rediskontkredite durch das Ausland in Anspruch genommen werden brauchten. Nicht zu unterschätzen ist es, daß jetzt wieder der Handelswechsel seine alten Funktionen als Kredit- und Zahlungsmittel zu leisten beginnt, zumal die Lauffrist auf die Dauer von 90 Tagen eine etwas weitsichtiger Disposition ermöglicht. Inwieweit es dem Reichsbankdirektorium gelingt, auf den Rückgang der Zinssätze der Privatbanken einzuwirken, wird sich recht bald erweisen. Im ganzen genommen stellen die Maßnahmen der Reichsbank einen großen Fortschritt dar. Die Erweiterung des Kreditkontingents von 10 Proz. wird sich allein als eine große Hilfe erweisen. Der reguläre Geldverkehr wird dem Normalzustand um ein erhebliches nähergebracht. Die Zinsen, welche bisher nicht unwesentlich auf die Preisgestaltung einwirkten, können, wir wollen hoffen recht bald, auf das normale Maß herabgeschraubt werden, wenn wir auch noch einige Jahre warten müssen, ehe die Friedenssätze erreicht sind.

Die Auswirkung der Aktion

Wenn man die Maßnahmen der Regierung anerkennt, so muß man von vornherein im Auge behalten, daß dies nur ein erster Schritt sein kann. Die Umsatzsteuer z. B. ist auch mit 2 Proz. noch viel zu hoch. Der Reichswirtschaftsminister soll die Herabsetzung um 1 Proz. befürwortet haben, jedoch soll diese Forderung auf den harten Widerstand des Finanzministers gestoßen sein. Eine weitere Herabsetzung dieser Steuer ist dringend vonnöten. Ferner wird das ganze Steuersystem einer gründlichen Umarbeitung unterzogen werden müssen. Im übrigen kann man noch im Zweifel sein, ob alles, was die Regierung mit ihrer Aktion Gutes plant, nicht von den Plänen der Agrarschutzzölle über den Haufen gerannt wird. Was die Regierung auf der einen Seite gibt, wird auf der andern wieder genommen. Die Agrarzölle würden die Produktion mindestens in dem Maße belasten, wie sie jetzt entlastet werden soll. Folglich wäre durch die jetzigen Maßnahmen nicht viel gewonnen. — Noch eine andere Frage wird leider mit den Versuchen der Wirtschaftsankurbelung verbunden: die Sozialpolitik und die Frage der Arbeitszeit. Die Unternehmer erklären, daß einer wesentlichen Verbilligung der Produktion die hohe Belastung durch die Sozialpolitik entgegenstehe. In einer früheren Nummer dieser Zeitschrift wiesen wir bereits darauf hin, daß der Prozentsatz der sozialen Lasten ohne Schaden getragen werden kann. Nach den Berechnungen der Organisation der Ortskrankenkassen beträgt die Gesamtbelastung der Unternehmungen für die Sozialpolitik nur 1/200 des Gesamtumsatzes. Es bedarf keiner Frage, daß dies nicht entscheidend

sein kann. Die Frage der Arbeitszeit muß so geregelt werden, daß sie mindestens mit den Ländern in der Nachbarschaft Deutschlands in Einklang gebracht wird. Und hier kann die Ratifizierung des Washingtoner Abkommens nicht umgangen werden. Möge die deutsche Industrie auf andere Weise versuchen, die Produktion so ergiebig zu gestalten, daß sie konkurrenzfähig ist. Ein Umstand darf ebenfalls nicht außer acht gelassen werden: die Wirkung der Kartelle, Syndikate und Konventionen. Die Verbilligungsergebnisse dürfen nicht in den Kanälen dieser Organisationen versickern und somit in die Taschen der Produzenten verschwinden, sondern müssen in der Preisgestaltung voll und ganz zum Ausdruck kommen. Es wird deshalb notwendig sein, die Kartellverordnung vom 2. November 1923 rücksichtslos zur Anwendung zu bringen. Nur dann kann die Aktion der Regierung von Erfolg sein.

Mercur

RANDBEMERKUNGEN

Kleine Wahrheiten

Die *oberschlesische Nachwahl*. Die „Deutsche Tageszeitung“ schreibt: „Der erste Blick auf die ziffernmäßigen Ergebnisse zeigt, daß die marxistische Linke wie auch die bürgerliche Mitte eine vernichtende Niederlage erlitten haben. Das Zentrum sei von diesem Urteil ausgenommen, da bei ihm wegen der besonderen Verhältnisse in Oberschlesien von vornherein größere Verluste kaum zu erwarten waren.“ Danach müßten also die Deutschnationalen auch gegenüber dem Zentrum glänzend bestanden haben. In Wirklichkeit haben die Deutschnationalen um 22 Proz. abgenommen, während das Zentrum nur 3,5 Proz. weniger Stimmen als bei der letzten Reichstagswahl erhalten hat. Gegenüber dem Zentrum also haben die Deutschnationalen zweifellos einen erheblichen Rückgang zu verzeichnen. Das stellt die „Deutsche Tageszeitung“ an einer anderen Stelle auch selber fest. Sie teilt mit, daß das Zentrum bei der Reichstagswahl 35 Proz., bei der Nachwahl 42,1 Proz., die Deutschnationalen bei der Reichstagswahl 18,3, diesmal nur 17,8 Proz. der abgegebenen Stimmen erhalten haben. Trotz alledem schreibt die „Deutsche Tageszeitung“ an einer dritten Stelle von dem allgemeinen starken Rückgang der Wahlbeteiligten und davon, daß dennoch die Deutschnationalen er-

heblich an Stimmen gewonnen haben. Eine verlogener Darstellung ist kaum vorstellbar. Sie kann besonders dem Zentrum zu denken geben. Recht lächerlich ist es auch, wenn die „Deutsche Tageszeitung“ von dem Zusammenbruch der marxistischen Front spricht und dabei die Kommunistenverluste mit dem Rückgang der Sozialdemokratie, der nur um 2 Proz. stärker ist als der der Deutschnationalen, zusammenzählt. Wenn man schon addieren will, so wären die kommunistischen Verluste doch eher mit denen der Deutschnationalen zusammenzulegen, denn es dürfte hinlänglich bekannt sein, daß in allen entscheidenden Fragen die Deutschnationalen mit den Kommunisten im Reichstag Seite an Seite standen, und daß dies künftighin noch konsequenter geschehen wird, darf man aus der angekündigten „rücksichtslosen Opposition“ des Herrn Hergt schließen.

Zwei jüdische Mörder. Die „Deutsche Tageszeitung“ veröffentlicht das Urteil über die beiden Chicagoer Millionärssöhne unter der Spitzmarke „Zwei jüdische Mörder verurteilt“. Will man schon auf diesem Gebiete Konfessionsstatistik treiben, so dürfte sich wohl ergeben, daß die meisten Mörder christlicher Konfession und arischen Blutes sind. Doch davon wollen wir hier nicht reden. Wir wollen nur auf die ordinäre und

ebenso feige wie verlogene Journalistik dieses Blattes hinweisen, und dies auch nur darum, weil der Chefredakteur dieses unsaubersten aller deutschen Blättern, Herr Paul Baeker, noch immer erster Vorsitzender des Reichsverbands der deutschen Presse ist und damit den höchsten Ehrenposten innehat, den die deutsche Presse vergeben kann. Wenn man bedenkt, daß der Vorgänger dieses politischen Subalternen ein so vornehmer und wahrhaftiger Mann, wie Paul Marx, gewesen ist, so muß man immer wieder fragen, wann die deutsche Presse sich endlich von diesem Präsidenten befreien wird.

Breuer.

Nationale Linsen

Die Deutschnationalen mimen starke Entrüstung, wenn wir ihnen die Erbärmlichkeit ihres Schachergeschäftes (Abgelegte „nationale“ Ueberzeugungen, lieferbar loco Berlin gegen Ministersessel) vorrechnen. Nun hat in dankenswerter Weise ein prominentes Mitglied der deutschnationalen Reichstagsfraktion allen solchen verlogenen Ausreden der Deutschnationalen endgültig den Boden entzogen. Der Universitätsprofessor Axel Freiherr v. Freytagh-Loerichoven schreibt in Nr. 37 der „Nationalpost“, dem offiziellen Parteiorgan der deutschnationalen Landesverbände Berlin und Potsdam:

„Aber noch können wir das bange Gefühl nicht überwinden, daß wir unser nationales Erstgeburtsrecht hingegeben haben, und daß man uns selbst um das versprochene Linsengericht betrügen wird.“

Dieser Selbstbezüglichung und dieser Erkenntnis haben wir nicht das geringste hinzuzusetzen ...

Stichter.

Die Totenfeier der Jimmy-Girls

Gestatten Sie, daß ich die Damen vorstelle:

Das „Hamburger 8-Uhr-Abendblatt“ schreibt: „Der Clou des Varieté-Programms ist die zehnköpfige Jimmy-Girl-Tanz-Truppe, eine Tanz-Girl-Schau, wie man sie sonst nur

in großen englischen und amerikanischen Varietés und westfälischen Operettenhäusern findet. Der Scheinwerfer unterstützt sehr wirkungsvoll die Darbietungen der feschen, schöngewachsenen und tanzkundigen Damen.“ Aehnlich äußern sich die „Leipziger Neuesten Nachrichten“: „Die zehn Jimmy-Girls, reizende, junge hübsche Mädchengestalten, zeigen in alter und neuer Schule, daß die Tanzkunst immer wieder etwas Neues bieten kann.“

Nun werden Sie gewiß neugierig sein auf das „Neue“, das die „Tanzkunst“ der „feschen, schöngewachsenen, reizenden, jungen, hübschen Damen“ beziehungsweise „Mädchengestalten“ bietet. Ich erteile wiederum der altbewährten bürgerlichen Presse und ihrem Lokalreporter in der schönen Stadt Chemnitz das Wort:

„Ein feierliches Bild zeigten die zehn Jimmy-Girls in ihrer ‚Fridericus-Rex-Szene‘ am 3. August 1924, welches von Presse und Publikum gebührend anerkannt wurde. Während der ‚alte Fritz‘ mit Halbmastfahne im Hintergrunde ‚Poste‘ gefaßt hatte, während die ‚Grenadiere‘ präsentierten, vernahm das Publikum, welches ohne Ausnahme sich von den Plätzen erhoben hatte, folgende Erinnerungsworte:

Erinnerung an die alte Zeit,
Wir sah'n sie eben erscheinen,
Und war es auch nur im Bühnenkleid,
Das Bild soll uns trotzdem vereinen!

Erinnerung fühlt heute jede Brust,
Die jemals vom Deutschland was hörte,
Weil der große Tag, der dritte August,
Nach zehn Jahren wiederkehrte!

[strebt,

Wenn im Kabarett man nach Scherz auch nur
Wenn wir uns das Traurigsein schenken,
An den großen Tag, den wir alle erlebt,
Wollen wir trotzdem heut' denken.

Denken und danken all denen, die als Held
Für uns gekämpft und gestritten,
Und die da draußen im Ehrenfeld
Für uns und die Heimat gelitten!

Die unter uns weilen, empfinden das Ziel,
Das wir mit dem Danke verbinden,
Und jedem der Braven, der für uns fiel,
Laßt uns einen Ehrenkranz winden!

Ein'n Ehrenkranz, den eine Nation
Stolz bindet aus Bruder-Interessen,
Zu zeigen, daß wir trotz Spott und Hohn
Unsere große Zeit nicht vergessen!

Drum Achtung! Präsentiert das Gewehr! — Dem Tambour sei „Ruhe“ geboten. Sein alter Weckruf — er klingt nicht mehr: Ein Volk ehrt heut' seine Toten!

Mit dem Liede „Ich hatt' einen Kameraden“ wurde der feierliche Akt beendet, mit dem die Jimmy-Girls aufs neue bewiesen, daß sie in rheinländischer Treue es verstehen, trotz Flitter und Tanz mit dieser Szene erzieherisch auf Einigkeit zu wirken.“

Wie glorreich! Die Damen, die auf den kerndeutschen Namen „Jimmy-Girls“ hören, zeigen, daß wir trotz Spott und Hohn unsere große Zeit nicht vergessen.

Wir sind nämlich eine Nation, die auf Ehre hält! Wir „wirken trotz Flitter und Tanz“ — ja gerade deswegen! — „mit solchen Szenen erzieherisch auf Einigkeit“.

Dr. Hermann Hieber

Eugenetische Körperverletzung

Zu einer Anregung des Zwickauer Bezirksarztes Dr. Boeters, die die „Unfruchtbarmachung geistig Minderwertiger“ vorsieht, hat das Sächsische Landesgesundheitsamt sich in einem ausführlichen, sinnwidrig-liederlich stilisierten Gutachten geäußert, worin die Einfügung folgenden Zusatzes zu Abschnitt 17, § 224 St.G.B. (Körperverletzung) vorgeschlagen wird: „Eine strafbare Körperverletzung liegt nicht vor, wenn jemand durch einen Arzt zeugungsunfähig gemacht worden ist, der (nicht der Arzt, sondern der jemand!) an einer geistigen Krankheit, einer dieser gleich zu erachtenden geistigen Störung oder an einer bestätigten, schweren verbrecherischen Veranlagung leidet oder gelitten hat, die nach dem Gutachten dreier hierfür amtlich anerkannter Aerzte mit großer Wahrscheinlichkeit schwere Erbschädigungen seiner Nachkommen erwarten läßt. Der Eingriff muß mit seiner Einwilligung oder bei Unmündigen mit Einwilligung des gesetzlichen Vertreters und in beiden Fällen mit Zustimmung des Vormundschaftsgerichts vorgenommen sein. Als Gutachter kann nur ein Psychiater

und ein in Eugenie und Rassenhygiene erfahrener Arzt gelten.“

Aus dem Gesichtspunkt körperlicher und sozialer Hygiene wäre die Tendenz der Maßnahme durchaus zu billigen. Es ist hier*) wiederholt die schrankenlose Vermehrung der Nachkommenschaft als Barbarei, ihre bewußte Beschränkung als zivilisatorische Pflicht bezeichnet worden, da die Beschränkung Auslese und Qualität berücksichtigen könne. Deutschland mit seinen noch immer unterernährten, unter dem Existenzminimum frohenden Massen könne sich den Luxus unbeschränkter Nachkommenschaft nicht leisten. Wieviel mehr muß das für eine Nachkommenschaft gelten, die durch die Gesetze der Erblichkeit in so hohem Maße körperlich belastet ist, daß weder Fähigkeit und Kraft des Individuums noch die günstigsten äußeren Umstände etwas daran zu ändern vermögen.

Und dennoch müssen sich gegen den Entwurf zwei der aller schwersten Bedenken erheben: einmal die Unsicherheit der Diagnose rücksichtlich des ganz besonderen volkshygienischen Zwecks und sodann die Irreparabilität des Mittels. Wer darf zunächst von der Unheilbarkeit einer Geisteskrankheit im Hinblick auf die Verantwortung sprechen, die die Sterilisierung Gutachter und Richter auferlegt? Gegen eine heute noch unheilbar geltende Geisteskrankheit kann morgen ein Mittel gefunden werden. Ich erinnere an die jüngsten Erfolge bei der Behandlung von Paralytikern mit Malariabazillen. Und wieviel diffiziler liegen die Fälle nicht bei Geisteskrankheiten, bei denen sich eine physiologische Ursache zurzeit überhaupt nicht nachweisen läßt. Und was berechtigt, nach der Absicht des Gesetzesentwurfs, die Vornahme des Eingriffs bei solchen, die an geistiger Erkrankung oder verbrecherischer Veranlagung gelitten haben? Ist dieses Vergangenseitsstadium nicht gleichbedeutend mit Heilung und

*) Vgl. „Glocke“, 8, 29 und 10, 7.

darf man — ganz besonders bei diesem Fragenkreis — einen klassifizierenden Unterschied zwischen Geisteskrankheit und Verbrecheranlage machen, welche letztere doch nur als auf ersterer beruhend, Anlaß zu der Maßnahme geben könnte? Die selbständige Diagnostizierung von verbrecherischer Anlage, ohne den allerzwingendsten Nachweis einer wirklichen geistigen Erkrankung rückt die Gefahr einer solchen Feststellung aus nichtmedizinischen Gründen in die allerbedrohlichste Nähe. Die Bestialität der politischen Reaktion, die bisher kein Mittel für ihre Zwecke unversucht gelassen hat, würde es mit Freudeglücken in ihr mittelalterliches Arsenal aufnehmen.

Die Vermeidung lebensunfähiger Nachkommenschaft bleibt unbesritten höchstes sozialetisches Gesetz. Der vom Sächsischen Lan-

desgesundheitsamt dem Reichsjustizministerium weitergerichtete Gesetzentwurf birgt jedoch mehr grobe Fehler und vernichtende Gefahren, als er bestenfalls Fehler und Gefahren beseitigen könnte. Die höchst zweifelhafte Sachkennerinstanz „in Eugenie und Rassenhygiene erfahrener Aerzte“ außer Betracht gelassen — beide Gebiete sind in entscheidenden Lagen ein Tummelplatz des überheblichsten Dilettantismus —, sehe ich in der ganzen Geistesrichtung dieser Rassenverbesserer letzten Endes nur jene Mißachtung des Rechts auf den eigenen Körper, die schon der berüchtigte § 218 (Verbrechen gegen das keimende Leben) verrät und die von dem, aus der Leibeigenschaft sich unmittelbar entwickelnden Kadavermilitarismus als Bodensatz zurückgeblieben ist.

Humanus

B Ü C H E R S C H A U

Magnus Schwantje: *Das Recht zur Gewaltanwendung*. Verlag Neues Vaterland, E. Berger & Co., Berlin W62.

Der bekannte Vorkämpfer für eine entschiedene Umwälzung unserer Lebensweise auf allen Gebieten mit dem Ziel, es in Uebereinstimmung zu bringen mit dem — allem Relativismus zum Trotz — ewig unverrückbaren ethischen Ideal, hat hier wiederum ein Stück des Weges zu diesem Ziele für unsere begriffliche Erkenntnis in eine äußerst scharfe und klare Beleuchtung gestellt.

Nur einem Manne, welcher wie kein zweiter sein Leben einzig der Erforschung jenes Weges widmete, konnte es vorbehalten sein, das noch nie recht geklärte und gerade in neuerer Zeit immer mehr verdunkelte Verhältnis der Gewalt zum Recht und zur Liebe wenigstens den ehrlich Wollenden endlich aufzuhellen. — Die für einen solchen Zweck nicht zu umgehenden in die Tiefe dringenden rechtsphilosophischen Erörterungen sind nach des Verfassers Art durch eine Fülle packender Beispiele aus dem leben-

digsten Leben dem Verständnis so nahe gebracht, wie dies eben möglich ist; wenngleich auch hier wie überall ohne Aufwendung von Mühe ein tieferes Verständnis niemand sich gewinnen kann.

Die wesentliche Bedeutung der Schrift möchte ich darin sehen, daß überzeugend allgemein und im einzelnen dargetan wird, wie der Charakter, das Wesen, das Innere des Menschen niemals die edelste Reife erlangen können, ohne daß der Mensch auch das äußere Leben kennt, weiß wie er dessen unzählige Leiden zu mindern vermag und sodann danach handelt. Grundsätzliche Verslossenheit und Zurückgezogenheit von der Welt zeugen stets von einer gewissen Trägheit und Lieblosigkeit, einer Lieblosigkeit, von der sogar — wie der Verfasser zeigt — die Lehre des großen Tolstoi nicht ganz freizusprechen ist, wenn auch gerade das Leben dieses liebevollsten Menschen diesen Fehler seiner Lehre wieder gut macht.

So soll die Aufklärung, die der Verfasser uns gibt, der Stärkung

und Reinigung unseres ethischen Wollens dienen. Sie rüttelt dieses Wollen wach und ruft uns zu:

In dieser Welt stellt sich nur im Geschehen das ewige Sein dar, das zeitlose Wesen im Wirken in Raum und Zeit. Darum hütet euch unter dem Deckmantel des „Ideals“ einer Gewaltlosigkeit vor selbstgefälliger Beschaulichkeit! Vielmehr kämpft, arbeitet, helft!

G. St.

Das Werk eines Fünfzigjährigen

Um die Jahrhundertwende gehörte Emanuel v. Bodman zu dem damaligen Sturm und Drang, zu den Dichtern, die, nach dem Vorbild des nordischen Naturalismus, vor allem und über alles die große Wahrheit des Lebens stellten; deren heiligstes Gelöbniß war, nichts zu idealisieren. Diese Einstellung führte die stürmischsten der Jungen — die Conradi, Dehmel, Holz — zum Zerbrechen der traditionellen Form. Das starke Erlebnis ließ alle Bindung überschreiten. Auf demselben Weg blieben die zarter Organisierten gleichsam hinter der Form zurück. Es war Stolz und Bewußtheit, nicht mehr zu geben, als das Erlebnis bot. War das Gefühl zart und einfach, so konnte Wort und Reim nicht schlicht genug sein. Der Ausdruck wurde eher zurückhaltender gegeben als die dahinter stehende Empfindung. Aber jedes Erlebnis, das in das pantheistische Naturgefühl der Zeit einströmte, war wert, zu Dichtung zu werden. So sind die Werke Bodmans (Gesammelte Werke, verlegt bei Oskar Wöhrle in Konstanz) historisch zu begreifen.

Hinter meiner Schaufel,
Hinter meinem Acker,
Hinter allem, was ich sehe,
Liegt das dunkle Gewässer.

Man muß sich diese Verse mit leiser Stimme gesprochen denken, mit unterdrückter Empfindung, so daß jedes Wort seinen Stimmungswert gewissermaßen in der Zusammenballung offenbart. Solche Einstellung ist aber, und das

muß bei den schwächeren Gedichten Bodmans eingestanden werden, so gefährlich wie die Ueberwertung der Form. Bei Bodman wird manchmal bloße Empfindung an Stelle der dichterischen Gestaltung gesetzt.

Ich saß am Rande der Unendlichkeit
Und sah die dunklen Wellen leise beben.

Mir war: mein Herz versank vor langer Zeit.

Ich führte wie der Fels ein stummes Leben.

Und eine Ruhe lagerte umher,
In der unmerklich alles sich bewegte.

Mit jedem Tage spürte ich es mehr,

Wie Kälte sich auf meine Seele legte.

Der Novellenband „Das hohe Seil“ geht den Weg der schweizerischen Erzähler in Genremalerei weiter. Am vollendetsten sind: „Vaters Löffel“ mit seiner Schilderung der vier alternden Jungfrauen, „Herr Neff und sein Hund“ und „Die Sergeantin“, in denen verschrullte Eigenbrödlar mit liebenswürdiger Hingabe geschildert sind. Die Steigerung ins Skurrile und fast Schauerliche in „Beichtvater“ ist nicht ganz erfüllt, aber der Versuch (es handelt sich um einen niemals zur Sühne kommenden Mord in einem gemächlich spießigen Milieu), die schwebende Stimmung zwischen Tragik und Burleske, zwischen Nüchternheit und Schrecken zu schildern, ist ein künstlerisch interessantes Unterfangen.

Man merkt in den Novellen ebenso wie in den Gedichten die Frömmigkeit des künstlerischen Willens. Die Maße sind nicht groß, aber der Klang ist rein. — Die noch ausstehenden Bände der bisher veröffentlichten und unveröffentlichten Werke des heute fünfzigjährigen und doch schon fast historisch zu wertenden Dichters werden das Gesamtbild abrunden.

K. O.